

November 11/2017

Aus dem Inhalt

Christian Hennecke
Die Auferstehung der Kirche 321

Jens Freiwald
Flüchtlingshilfe und Kirchenentwicklung 323

Hans Hermann Henrix
„Ein Wandel – ohne historische Parallele“ 327

Wolfgang Bußler
Ecclesia – Synagoge 334

Andrea Kett
„Missionarisch Kirche sein“ mal anders 336

Thomas Wolff/Maximilian Helmes
„Im Anfang war 10⁻³⁴?“ 340

Nicole Hennecke
„Martin on Tour“ 345

Rezensionen 349
Amseln Grün: Was will ich?
Judith Rosen: Martin von Tours

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Diakon Jens Freiwald, Kath. Stadtdekanat
Köln, Domkloster 3, 50667 Köln | Prof. Dr. h.c. Hans Hermann
Henrix, Klemensstraße 16, 52075 Aachen | Pfr. Wolfgang
Bußler, Abteistraße 37, 41061 Mönchengladbach | Andrea
Kett, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7,
52062 Aachen | Pfr. Thomas Wolff, St.-Tönnis-Straße 33,
50769 Köln | Maximilian Helmes, Johannesstraße 33, 44137
Dortmund | Dr. Nicole Hennecke, Gratianstraße 1, 54294 Trier

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7,
52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32,
50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin |
Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und
Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104,
50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christian Hennecke

Die Auferstehung der Kirche

Ich kann es nicht mehr hören. Überhaupt nicht mehr. Die Rede vom Kleinerwerden der Kirche. Vom Verlust ihrer Relevanz. Vom Ende und vom Abbruch. Vom Verlust des Glaubens. Vom siechenden Sterben des Christentums. Ich kann es nicht mehr hören und ertragen, weil hier mit Appellen und Aufforderungen etwas verhindert werden soll, was doch unbedingt notwendig ist: das Sterben.

Ostern feiern wir den Tod des Herrn, wir feiern ihn jeden Sonntag. Und natürlich können wir alles optimieren, Geld richtig einsetzen, Personen zu Missionaren machen, Öffentlichkeitsarbeit neu prägen. Und so weiter. Alles richtig, alles gut. Und doch dürfen wir eines nicht verhindern: das Sterben.

Denn es gehört zur konstitutiven Logik unseres Glaubens, dass uns dieses Sterben zugemutet wird. Und natürlich gibt es viele Gründe, weswegen wir in einem Sterbeprozess epochalen Ausmaßes stehen. Gesellschaftliche Wandlungsprozesse und institutionelle Beharrungstendenzen, ausführliches Aussitzen und die geheime Logik des Selbsterhalts. Fixierung in Bildern der Vergangenheit trifft Lösungen erster Ordnung, ausführliches Nichtstun trifft schreckstarre Ohnmacht. Alles auch wahr. Und dennoch: Letztlich fehlt der Glaube. Es fehlt der Glaube, dass Gott handelt, und dass sein Handeln alles erneuert.

Aber hier liegt die Pointe, die diesen Glauben zu einer Zumutung macht. Als die Grie-

chen Jesus sehen wollen, antwortet ihnen Jesus: „Amen, amen ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein, wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12, 24). Und das gilt in jeder Zeit, in jedem Raum, wenn das Pascha, das Sterben und Auferstehen auch zu einem Rhythmus des Lebens der Gläubigen in ihrer Gemeinschaft wird.

Und so bekommt unsere Rede von der Gottferne in der heutigen Zeit eine neue Dimension. Wir erleben vielleicht immer wieder am eigenen Leib, in der eigenen Kirche, jenes Geheimnis von Tod und Auferstehung, jenes Geheimnis des Durstes und der Gottverlassenheit, jenes Geheimnis der Geistgabe und des Sterbens, das Jesus Christus am Kreuz erlitten hat. Gerade so, in unserem Verlieren der eigenen Sicherheiten und Einflussnahme, in unserer weltlichen Irrelevanz, im Tod eines ganzen Sozialgefüges des Leibes Christi wird noch einmal deutlich, dass wir hineingenommen sind in ein größeres Geschehen: in das Paschaereignis der Kirche.

„Auch das, was du säst, wird nicht lebendig, wenn es nicht stirbt ... So ist es auch mit der Auferstehung der Toten: Was gesät wird, ist armselig, was auferweckt wird, herrlich. Was gesät wird, ist schwach, was auferweckt wird, ist stark ...“ (1 Kor 15, 37.43) – so wendet sich Paulus an seine Brüder und Schwestern. Und auch für ihn ist klar, dass das Ereignis von Tod und Auferstehung nicht nur eine eschatologische Enddimension hat, sondern der Rhythmus des christlichen und des kirchlichen Lebens ist.

Lassen wir uns diese Zumutung gefallen? Also ja, wir brauchen die Kirche nicht zu retten, auch nicht die Menschheit, die den Glauben noch nicht gefunden hat. Das ist schon geschehen, in dem einen Tod und der einen Auferstehung des Herrn. Und lasst uns also mitten im Tod das Leben entdecken. Aber klar ist dann auch, dass das, was da neu werden will, nicht einfach eine res-

taurierte Kopie irgendeiner Vergangenheit ist, ein Kirchenduplikat, ein nun perfekter organisierter Klon. Es geht um viel mehr: Es geht um die Entdeckungsgeschichte der Auferstehung.

Sie ist auch eine Zumutung: nicht mehr Samenkörner, sondern Ähren, nicht mehr bekannte Gestalten, sondern unbekannte Aufbruchsgestalten, die auf der Wanderung in das Land der Verheißung erst dekodiert werden wollen. Mit anderen Worten: Eine Kirche der Zukunft ist nicht einfach nur einer Ergänzung der bisherigen Gestalten und Formen, sondern sie wächst aus der teilgegebenen Gabe des Geistes Gottes in dieser Welt, sie ereignet sich mehr als dass sie vorfindbar ist. Sie findet sich im Vorübergang und ist doch erkennbar in den kraftvollen Bezeugungen der Liebe und der brennenden Herzen.

Wer mit Lebenslust und wachen Augen durch die Welt geht, wer nicht seine Dogmatik mit dem Heiligen Geist verwechselt, und seine Vergangenheitsbilder mit der Normativität der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche verwechselt, der kann heute schon entdecken, dass Kirche wunderbar emergent ist: aufbricht und dabei an unbekanntem und bekannten Lebensorten jene Begeisterung entlässt, die die schönste Frucht des Geistes Gottes ist: die radikale Liebe und die unbändige Freude derer, die sich begeistern lassen vom Evangelium.

Liebe Leserinnen und Leser,

Flüchtlingsbegegnung als Christusbegegnung und Arbeit mit Zuflucht Suchenden als Zuarbeit zum Reich Gottes – diese beiden Schlagworte mögen deutlich machen, um was es im Kern **Diakon Jens Freiwald**, Referent des Kölner Stadtdechanten und Mit-Koordinator der Flüchtlingshilfe in der Stadt Köln, in seinem Plädoyer für Flüchtlingshilfe als Kirchenentwicklung geht.

Den „gesegneten Wandel in unserer Zeit“ in der Beziehung zwischen der Kirche und dem jüdischen Volk (Rabbiner David Rosen), seine exegetischen Grundlagen und die Folgegeschichte zu Nostra Aetate durch die Rezeption der letzten Päpste verfolgt höchst informativ und mit differenzierendem Blick **Prof. Dr. h.c. Hans Hermann Henrix**, langjähriger Direktor der Akademie in Aachen und ein nicht wegzudenkender Inspirator und Gesprächspartner im christlich-jüdischen Dialog.

Eine wunderbar passende Fortsetzung bietet der Beitrag von **Pfr. Wolfgang Bußler** aus Mönchengladbach zum Verhältnis von Ecclesia und Synagoge aus Anlass der schmerzlichen Erinnerung an die Reichskristallnacht an jedem 9. November.

Vom November aus schon den Blick auf Weihnachten vorausschickend berichtet **Andrea Kett**, Referentin für Grundfragen und -aufgaben der Pastoral und Ehrenamtskoordinatorin, von der Entwicklung des „Weihnachtssingens“ im Aachener Fußballstadion seit der Premiere im Jahr 2013. Säkulare Gesellschaft und explizit christliche Botschaft treffen an einer „Kultstätte“ aufeinander und finden offensichtlich den „richtigen Ton“.

Dieser war auch gefragt in einer Veranstaltung zum Verhältnis von Theologie und Naturwissenschaft am Beispiel der unterschiedlichen Zugänge zu den Anfängen unserer Welt. Hier hatten sich zwei junge Wissenschaftler und ein katholischer Pfarrer zusammengetan für einen gemeinsam verantworteten Bildungsabend. Entstehung und Ablauf des Projektes und was vielleicht noch besser ginge stellen der Student **Maximilian Helmes** (Physik und Wirtschaftsjournalismus), dessen Kollege Max Blom tragischerweise einen Unfalltod starb, sowie **Pfr. Thomas Wolff** aus Köln dar.

Ein Theaterprojekt im Bistum Trier zu Martin von Tours anlässlich seines 1700. Geburtstages stellt die Pastoralreferentin und Kirchenrechtlerin **Dr. Nicole Hennecke** vor.

Ein Heft, fast so bunt und zugleich erleuchtend wie eine Martinsfackel, findet

Ihr



Gunther Fleischer

Flüchtlingshilfe und Kirchenentwicklung

Ein Plädoyer

Unter dem Leitwort „**Hoffnung! Herausgefordert in unübersichtlichen Zeiten**“ fand in der Woche nach Ostern in Würzburg der diesjährige Kongress des „ND – Christsein.heute“ mit rund 400 Teilnehmenden statt.¹

Die Arbeitskreise am dritten Kongresstag sollten unter der Überschrift „**Gesellschaft mit Hoffnung**“ den Kongress im alltäglichen Leben verankern. Der Autor war angefragt worden, gemeinsam mit einem Vertreter des Bistums Würzburg einen Arbeitskreis zum Thema „**Flüchtlingsinitiativen**“ anzubieten. Der Autor stellte sich dieser Aufgabe, da er als Referent des Kölner Stadtdechanten u.a. an der Koordination der Flüchtlingshilfe in der Stadt Köln mitwirkt.

Evangelisierung in „unübersichtlichen Zeiten“

Als sehr „unübersichtliche Zeit“ empfanden nicht nur die rund 30 AK-Teilnehmer, sondern auch viele Bundesbürger die Zuwanderung hunderttausender Menschen aus den Kriegsgebieten Syriens, des Iraks und Afghanistans, aus Eritrea, Somalia und weiteren Ländern vor allem im Jahr 2015. Bundeskanzlerin Angela Merkel hatte Haltung bewiesen, und die Grenzen für die in Ungarn gestrandeten Menschen auf der „**Balkanroute**“ geöffnet. Wurde die Grenzöffnung als solche als großherziger Akt der Humanität angesehen, so erschienen die Registrierung und Verteilung der Schutzsuchenden, ihre zum Teil sehr notwendige Unterbringung und Versorgung

nicht nur als unübersichtlich, sondern zum Teil als chaotisch und menschenunwürdig.

Im Arbeitskreis spiegelten sich diese Einschätzungen wieder. Dass minderte aber bei keinem der Teilnehmenden die Bereitschaft, sich in irgendeiner Weise für die zu uns gekommenen Menschen zu engagieren. Damit standen sie wahrscheinlich für viele kirchlich Engagierte in der Flüchtlingshilfe in Deutschland.

Im Folgenden möchte ich mich weniger auf die im Internet verfügbaren Informationen über die kirchliche Flüchtlingshilfe, die sich im Erzbistum Köln „**Aktion Neue Nachbarn**“² und im Bistum Würzburg „**Asylseelsorge**“³ nennt, konzentrieren. Es geht mir vielmehr darum, die Chancen zu beschreiben, die sich aus der historischen Herausforderung des Zustroms hunderttausender Männer, Frauen und zum Teil unbegleiteter Kinder für die evangelisierende Kirchenentwicklung im Kontext zivilgesellschaftlichen Engagements ergeben. Dabei lege ich ein Verständnis von Evangelisierung zugrunde, dem es nicht darum geht, Menschen unserer Zeit für bestimmte kirchliche Sozialformen (z.B. Pfarrgemeinden und Verbände) zu rekrutieren. Ich gehe vielmehr von einem Verständnis aus, dass der Bochumer Pastoraltheologe Prof. Dr. Matthias Sellmann mit einem Zitat aus dem Matthäusevangelium auf dem Punkt gebracht hat: „**Euch aber muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben**“ (Mt 6,33)⁴. Diesem Verständnis entspricht auch die Bibelstelle, die das Leitwort des Würzburger Kongresses inspiriert hatte: „**Den Herrn, den Christus, liebt in euren Herzen, immer bereit zur Rede gegenüber jedem, der euch fragt nach dem Grund für die Hoffnung in euch**“ (1 Petr 3,15). Kurz gesagt: Evangelisierung soll hier heißen, immer zuerst überzeugend zu handeln, weil erst dann die Frage nach der eigenen Hoffnung glaubwürdig beantwortet werden kann.

Gemeinsam mit allen Menschen guten Willens

Anknüpfungspunkt an den Würzburger Arbeitskreis zur kirchlichen Flüchtlingshilfe ist die Absicht, das Kongressthema „im alltäglichen Leben“ zu verankern. Denn das Engagement für Geflüchtete hat tatsächlich das Leben vieler Pfarrgemeinden wieder stärker in ihrem säkularen Umfeld verankert und neue Bündnisse mit den so genannten „Menschen guten Willens“ hervorgebracht. So sind in Städten wie Köln - aber sicherlich auch in den meisten anderen Städten und Kreisen - die Flüchtlings- bzw. Willkommensinitiativen ja in den seltensten Fällen rein kirchliche Unternehmungen. Oft standen die Kirchen vor Ort in der ersten Reihe, wenn im Stadtteil Zelte, Turnhallen oder ehemalige Kasernen mit Geflüchteten belegt wurden. Sie stellten Versammlungsräume für die Engagierten und später Schulungsräume, Spielflächen und manchmal auch Wohnraum für die Geflüchteten zur Verfügung. Gemeinsame Feste und Begegnungen wurden und werden organisiert und die Integration in Bildung, Arbeitsmarkt und das alltägliche Leben durch Patenschaften, Formularhilfen etc. unterstützt. Die dabei entstandenen ökumenischen Konstellationen und nicht zuletzt die Kooperation mit ganz unterschiedlichen Akteuren der Zivilgesellschaft (Sport- und Bürgervereine, Schulen usw.) ließen die Relevanz der Kirche vor Ort für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft und die Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft nach Jahren der Skandale wieder in einem besseren Licht aufscheinen. Manch ein Kirchenvertreter hoffte schon, die Flüchtlinge retteten die Kirche, weil sie sich endlich dahin bewegen müsse, wo sie hingehört. Um mit Papst Franziskus (*Evangelii gaudium*) zu sprechen: an die Ränder, wo sie sich Beulen holen kann, wo sie ihre in sich verkrümmte Haltung und ihren Narzissmus aufgeben muss, um sich den Menschen zuzuwenden, in denen uns der Christus unserer Zeit gegenübertritt.

An vielen Orten hat sich diese Hoffnung sicherlich bewahrheitet. Das Engagement der Pfarrgemeinden, der kirchlichen Verbände, Initiativen und Orden ist geschätzt und wirksam. In den Gemeinden hat sich gerade in jüngster Zeit auch die kritische Auseinandersetzung mit nationaler und internationaler Flüchtlingspolitik und mit Fluchtursachen verstärkt. Dazu hat die zunehmende Zahl von Abschiebungen ihren traurigen Beitrag geleistet sowie die unerträgliche Ambivalenz zwischen Integrationsforderung und unsicherer Bleibeperspektive.

Der Versuchung zum Rückzug widerstehen

In jüngerer Zeit steht das kirchliche Engagement gerade in den Pfarrgemeinden aber auch vor der Herausforderung, dass die Begleitung der Integrationsprozesse einzelner Geflüchteter eine hohe fachliche Kompetenz und damit die Zusammenarbeit mit Fachleuten anderer Institutionen erfordert. Die Komplexität und der Zeitaufwand steigen, wobei das Ergebnis manchmal ernüchternd ist. Auch im AK zur Flüchtlingshilfe in Würzburg zeigte sich die Verzweiflung über bürokratische Hürden, unklare Ermessensspielräume, langwierige Verfahren usw. Da verwundert es nicht, dass das Engagement insgesamt zurückgegangen ist bzw. nach der Welle der Hilfsbereitschaft vieler Gemeindemitglieder nun vielfach die Experten übernehmen.

Dieser Prozess ist sicherlich aus den genannten Gründen verständlich. Dazu kommt, dass die Engagierten in den Pfarrgemeinden und den von ihnen mitgetragenen Initiativen natürlich das Recht haben, dass die Grenzen ihrer fachlichen und zeitlichen Möglichkeiten anerkannt werden. Sie können und sollen nicht alleine die Welt retten. Und schließlich ist es bei allen Mängeln der Bürokratie auch gut und richtig, dass die zuständigen sozialstaatlichen Akteure die Geflüchteten in ihre entspre-

chend spezifizierten und erweiterten Regelsysteme aufnehmen.

Und dennoch wäre es bedauerlich, wenn die Kirchen die große Dynamik der Willkommenskultur und ihre zahlreichen positiven Nebeneffekte versanden ließen. Die Tendenz zu effizienter Arbeitsteilung ist auch in der Pastoral leider verbreitet. Im Erzbistum Köln wurden zum Beispiel zur Entlastung des pastoralen Normalbetriebs auf ein Jahr befristete Stellen für Ehrenamtsbegleiter in der Flüchtlingshilfe geschaffen, an die sich Stellenkontingente für so genannte „Engagementförderer“ anschließen können. In anderen Bistümern sind es in erster Linie die karitativen Fachstellen, die zur Übernahme der Hilfen bereitstehen. Hatten sich die Gemeinden also aufgrund der Größe der Not tatsächlich an anderen Brennpunkte begeben, so beinhalten diese Maßnahmen für die haupt- und ehrenamtlich in der Pastoral Tätigen die Versuchung, sich wieder in die Eigenwelt des Gemeindelebens zurückzuziehen und die Begegnung mit Christus wieder hauptsächlich in den eucharistischen Gaben und im Wort Gottes zu suchen.

Es gibt noch viel zu tun

Dabei gibt es trotz der erwähnten Differenzierung und Komplexitätssteigerung der erforderlichen Hilfen noch genug zu tun. Beispielsweise verlassen viele Geflüchtete die Notunterkünfte und beziehen normale Wohnungen. Gerade in dieser Situation, in der aus Hilfsbedürftigen in Massenunterkünften wirklich „Neue Nachbarn“ werden, sind besonders unsere territorial orientierten Gemeinden gefragt, beim Einleben und Eingewöhnen, bei der gesellschaftlichen Teilhabe und Orientierung unterstützend zur Seite stehen. Denn diese Bedarfe sind mit dem Umzug in die eigene Wohnung keineswegs befriedigt, sondern sie erhöhen sich zum Teil. Auch das anwaltliche Engagement ist weiterhin notwendig, denn viele der „Neuen Nachbarn“ bleiben von Abschiebung bedroht.

Nicht zuletzt beinhalten die zahlreichen aus der Willkommenskultur entstandenen Kooperationen mit unterschiedlichen zivilgesellschaftlichen Akteuren die Chance, auch dauerhaft als Kirche wieder stärker im Gespräch über den eigenen strukturellen Tellerrand hinaus zu sein und dabei die Gottesfrage bewusst offen zu halten. Die uns von diversen Studien schmerzhaft vor Augen geführte Milieuerengung unserer Gemeinden könnte auf diese Weise ein Stück weit aufgebrochen werden. Dabei wird man ganz konkret entdecken und erfahren können, dass viele unserer Werte auch außerhalb der Kirche geteilt werden und der Geist Gottes auch dort die Herzen der Menschen zu Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe bewegt. Diese Menschen sind natürliche Verbündete, die wir gerade in Zeiten eines religiös oder rassistisch motivierten Extremismus brauchen, um unsere zivilisatorischen Errungenschaften wie das individuelle Asylrecht zu verteidigen.

Genauso wie die oben angesprochene Nachbarschaftshilfe, geschieht auch dies an vielen Orten und zu vielen Gelegenheiten sicherlich schon bzw. weiterhin. Aber die Tendenz, sich nach einer Phase großer Hilfsbereitschaft wieder auf des vermeintlich „Eigentliche“ des kirchlichen Alltagsgeschäfts zu konzentrieren, ist aus meiner Sicht deutlich wahrnehmbar. Und das ist mit Blick auf den zum großen Teil selbstverschuldeten Relevanzverlust des Evangeliums für unsere Gesellschaft sehr bedauerlich. Denn die Konzentration der Kirche auf das „Eigentliche“ war und ist vielfach die Konzentration auf sich selbst, auf die soziologisch und häufig auch theologisch geschlossene Welt einer vergehenden Volkskirchlichkeit inklusive ihrer internen Debatten - Debatten, die viele Kräfte binden, aber wenig Rücksicht auf ihre Anschlussfähigkeit an die „Zeichen der Zeit“ nehmen. Papst Franziskus hat im zweiten Kapitel von *Evangelii gaudium* in drastischen Worten beschrieben, welche Folge eine solche Haltung hat: ein in sich gekehrtes und jeder Anziehungskraft entbehrendes Christentum.

Der Prophetie der Not folgen

Der Erzbischof von Köln, Rainer Maria Kardinal Woelki, empfiehlt in seinem ersten Fastenhirtenbrief von 2015 das „Bibelteilen“ als Weg der Erneuerung der Kirche aus dem Wort Gottes. Gerade der siebte Schritt, bei dem es darum geht, die praktischen Konsequenzen aus der miteinander geteilten Worterfahrung zu ziehen, fällt nach meiner Wahrnehmung in unseren kirchlichen Gruppen und Gremien schwer. Das liegt meines Erachtens daran, dass die Radikalität der Frohen Botschaft Christen in einem reichen Land und in einer reichen Kirche häufig schlichtweg überfordert. Und so verwundert es auf der anderen Seite nicht, dass das Bibelteilen unter den sozialen und soziologischen Bedingungen der Basismgemeinden in den wirtschaftlich armen Kirchen des Südens und fernen Ostens besser funktioniert (vgl. Mk 12,41-44).

In den Geflüchteten treten uns Menschen gegenüber, die äußerlich betrachtet aus vergleichbaren Lebensverhältnissen wie wir stammen und alles verloren haben. Diese Ähnlichkeit steigert offenbar die Empathie. Diese Empathie und der sichere Rahmen eines weitgehend funktionierenden Gemeinwesens begünstigen offenbar, couragiert über den Schatten des eigenen Reichtums springen zu können. Diesen Weg müssen wir fortsetzen. Wir müssen unsere Kirche konsequent der Prophetie der sozialen Missstände, politischen und wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten und gesellschaftlichen Diskriminierungen aussetzen. Auf diese Weise können wir unserer Hoffnung wieder eine kirchliche Gestalt geben, die danach fragen lässt, welche Hoffnung uns eigentlich antreibt. Die sich mit uns engagierenden „Menschen guten Willens“ sind in diesem Zusammenhang nicht etwa „Zielgruppe“ oder „Adressaten“, weil im gemeinsamen Engagement jeder Hintergedanke das notwendige gegenseitige Vertrauen zerstören würde. Aber sie sind reflexiv betrachtet diejenigen, denen sich die Frage nach unserer Hoffnung am ehesten nahelegen würde. Sowohl die ernüchternden

den als auch die bereichernden Momente im gemeinsamen Engagement bieten Anlässe dazu.

Aus den Erfahrungen der Flüchtlingshilfe zu lernen hieße dann, dass wir bei unseren pastoralen Planungen nicht nur die „spirituelle“ Nachfrage der Menschen, ihre Sehnsüchte und Bedürfnisse in den Blick nehmen sollten. Sonst laufen wir Gefahr, die christliche Botschaft auf ein spirituelles Dienstleistungsangebot für alle möglichen Lebenslagen zu reduzieren. Wir sollten vielmehr die christliche Botschaft wieder stärker als Auftrag zur Evangelisierung der Welt begreifen und nach Menschen mit Kompetenzen, Stärken und Charismen Ausschau halten, die wir dafür benötigen. Menschen, die nicht nur etwas zu fragen, sondern auch etwas zu sagen haben und die etwas können, das wir vielleicht nicht können. Ihnen gegenüber müssen wir natürlich auskunftsfähig sein, wenn der Moment dazu gekommen ist.

Existenzielle Erfahrung christlicher Freiheit

Der theologische Grund für diese Perspektive liegt darin, dass wir die vielen bereichernden Erfahrungen, die wir in der Hilfe für Geflüchtete machen durften, als wirkliche Christusbegegnungen deuten können (vgl. Mt 25,40). Wenn wir dazu bereit sind, dann müssen wir ihnen für unsere Kirchenentwicklung den Stellenwert einräumen, der ihnen zukommt. Wir müssten uns fragen, ob nicht der Rand der Gesellschaft unsere eigentliche Mitte ist, ob nicht die Christusbegegnung im notleidenden Nächsten der eigentliche Weg zur Evangelisierung der Welt ist, für den uns Liturgie und Verkündigung immer wieder stärken. Die positive gesellschaftliche Resonanz auf das kirchliche Engagement spricht zumindest für diese These.

Und wir können die Erfahrung der Bereicherung im Dienst am Nächsten durchaus als eine Art Lohn für die Verwirklichung der christlichen Freiheit, dem eigenen Gewis-

sen auch dann folgen zu können, wenn es unseren Alltag durchkreuzt, interpretieren (vgl. Mt 11,30). Wir können, was wir sollen, weil uns Jesu Auferstehung die Gewissheit geschenkt hat, dass uns auch der Tod nicht von Gottes Liebe trennen kann, und wir in der Nachfolge Jesu das Leben gewinnen, auch wenn wir es verlieren sollten.

Die neutestamentlichen Berufungsgeschichten faszinieren uns, weil Menschen alles stehen und liegen ließen, um Jesus nachzufolgen. Ähnliches erleben wir im Dienst an den geringsten Brüdern und Schwestern, durch die uns heute Jesus in seine Nachfolge ruft.

Wo machen wir im kirchlichen Normalbetrieb sonst so intensive und existenzielle Erfahrungen der frohen Botschaft? Dass christliche Freiheit nichts mit wirtschaftlicher Sicherheit zu tun hat, sondern nur mit freimütiger Hingabe. Dass Verfügbarkeit weniger von der Lebensform abhängt, als von der Berührbarkeit. Sicherlich nicht nur in der Hilfe für Geflüchtete, sondern auch in vielen anderen Feldern des kirchlichen Dienstes. Nichts soll hier gegeneinander ausgespielt werden.

Aber das Engagement für die Menschen auf der Flucht hat uns in prophetischer Weise gezeigt, dass wir als Kirche vor lauter interner Diskussion nicht den Weg aus den Augen verlieren sollten, der uns wirklich Zukunft verheißt: „Euch aber muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben“ (Mt 6,33).

Anmerkungen:

¹ Erstveröffentlichung: Hirschberg 70. Jg., 07/08, S. 494–498.

² www.aktion-neue-nachbarn.de

³ www.asyl-wuerzburg.de

⁴ Vgl. Prof. Dr. Matthias Sellmann: „Für eine Kirche, die Platz macht!“ – Notizen zum Programm einer raumgebenden Pastoral, in *Diakonia* 2/2017. [Das angegebene Zitat aus dem Matthäusevangelium ließ Prof. Sellmann bei einem Vortrag am 13.02.2017 in Bochum einfließen. Es findet sich nicht in dem angegebenen Aufsatz.]

Hans Hermann Henrix

„Ein Wandel – ohne historische Parallele“

Jüngste Entwicklungen und Perspektiven der Beziehung von Kirche und Judentum*

Innerhalb der Theologie gelten die Bemühungen um die Aufnahme und Weiterführung der Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Haltung der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra Aetate“, deren 50jähriges Jubiläum am 28. Oktober 2015 gefeiert wurde, weithin der Frage: Was bedeutet das geschichtliche Gegenüber von Kirche und Judentum in heilsgeschichtlicher Perspektive, und wie ist ihm in den theologischen Einzeldisziplinen zu entsprechen? Es ist dort zu unterschiedlichen Öffnungen für die Rezeption von „Nostra Aetate“ bzw. durch den Dialog gekommen.¹ Im Zusammenhang mit dem Jubiläum von „Nostra Aetate“ haben theologische Fakultäten bzw. Lehrstühle eigene Konsultationen dem christlich-jüdischen Thema gewidmet.²

1. Schnittpunkte der Konzilsrezeption und der internationalen Bibelwissenschaft

Eine ökumenische Entwicklung im bibelwissenschaftlichen Bereich ist beachtenswert. Bis vor etwa 30 Jahren war die internationale exegetische Diskussion von der deutschen protestantischen Exegese dominiert. Die führenden Exegeten trugen deutsche Namen: Rudolf Bultmann (1884–1976), Ernst Käsemann (1906–1998) oder Willi Marxsen (1919–1993). Sie setzten international die Themen und Positionen. Heute jedoch ist das anders. Die internationale bibelwissenschaftliche Diskussion wird von englischen Namen bzw. Stich-

worten geprägt. Es hat sich eine gewisse Schwerpunktbildung ergeben, die mit drei Stichworten verbunden ist: „third quest“ – „the parting of the ways“ – „new perspective on Paul“.

a. Mit den 1970er Jahren setzte sich ein neuer Akzent in der Fortschreibung der Leben-Jesu-Forschung durch. Die erste Phase dieser Forschung galt dem „Leben Jesu“ im Sinne einer Biographie. Das biographische Interesse an der Gestalt Jesu trat in einer zweiten Phase zurück. In ihr erforschte die Bibelwissenschaft stärker die Einzeltexte, um sie als jesuanisch oder nicht-jesuanisch zu bestimmen. Die damalige Neigung ging dahin, das Jesuanische eher in der Differenz zum zeitgenössisch Jüdischen zu bestimmen. Angeregt durch Einsichten aus der historischen Forschung, der Judaistik und der jüdischen Exegese verschiebt sich im „*third quest*“, in der dritten und aktuellen Phase der Leben-Jesu-Forschung, die Antwort auf die Frage nach dem ursprünglich Jesuanischen vom Differenz- zum Kohärenzkriterium: nicht mehr das, was auf einen Unterschied zum damaligen Judentum hinweist, gilt als wahrscheinlich jesuanisch, sondern eher das, was Zusammenklang und Kohärenz mit dem Judentum der damaligen Zeit hat.³

b. Das Stichwort vom „*parting of the ways*“ („Auseinandergehen der Wege“) fasst die Bemühung zusammen, die sich in der Entstehungsgeschichte verschärfenden Konflikte zwischen Judentum und jungem Christentum näher zu bestimmen. Die Diskussion dazu zielt die Situation an, in der das Christentum aufhörte, eine Bewegung oder Sekte innerhalb des Judentums zu sein und eine eigene Religion wurde, die sich zunehmend gegen das Judentum definierte.⁴ Diese Situation ist weniger eine exakt zu bestimmende Zeitstelle an einem bestimmten Ort, sondern steht für verschiedene Orte und unterschiedli-

che Zeiten. Nach einem breiten Konsens unter christlichen Exeget/innen, dem jüdische Historiker zustimmen, geschah die Trennung erst in nachneutestamentlicher Zeit und zog sich bis ins vierte Jahrhundert hin.

c. Die Rückfragen nach Paulus nehmen innerhalb der Diskussion um das Auseinandergehen der Wege einen eigenen Platz ein. Ihr mit dem Stichwort vom „new perspective on Paul“ angezeigter Akzent verortet Paulus innerhalb des vielfältigen Judentums der Zeit des Zweiten Tempels. So erscheint auch hier die Kontinuität als das Grundwort zur Ortszuweisung für Paulus in Frühjudentum und Urchristentum. Die Kennzeichnung der Damaskuserfahrung als „Berufung“ statt „Bekehrung“ ist eine Kurzformel für diese Kontinuität. So sieht die aktuelle Bibelwissenschaft gute Gründe, die Berufung des Paulus auf die Formel des „jüdischen Apostels für die Heiden“ zu bringen, indem er Jesus als den einen verkündet, der die Ideale der Tora darstellt.⁵

Die genannten drei Stichworte bieten Ansätze einer „Geländevermessung“ zur heutigen bibelwissenschaftlichen Diskussion. Die Vatikanische Kommission für die religiösen Beziehungen mit den Juden, die zum 50-jährigen „Nostra Aetate“-Jubiläum ein Dokument unter dem Titel „Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt“ am 10. Dezember 2015 veröffentlichte, greift in ihren dortigen „Reflexionen“ das zweite Stichwort auf, um ihr Verständnis des Auseinandergehens der Wege vorzulegen: „Die Trennung der Kirche von der Synagoge geschah ... nicht abrupt, sondern dauerte nach neueren Erkenntnissen sogar noch bis ins dritte bzw. vierte Jahrhundert“. Manche Judenchristen hätten es zunächst nicht als Widerspruch empfunden, „entsprechend der jüdischen Tradition zu leben und dennoch Jesus als den Christus zu bekennen“. Erst später, „als die Zahl der Heidenchristen die Mehrheit darstellte“, lebten „sich die beiden Ge-

schwister Christentum und Judentum immer mehr auseinander, feindeten sich an und diffamierten sich sogar gegenseitig" (Nr. 16). Das Auseinandergehen der Wege erreichte eine Tiefe, die im Kommissionsdokument mit einem großen Bogen angedeutet wird: „Aus demselben Mutterboden hervorgegangen, gerieten in den Jahrhunderten nach ihrer Trennung Judentum und Christentum in einen theologischen Antagonismus, der erst im Zweiten Vatikanischen Konzil entschärft werden konnte. Mit dessen Erklärung ‚Nostra aetate‘ (Nr. 4) bekennt sich die Kirche eindeutig in einem neuen theologischen Rahmen zu den jüdischen Wurzeln des Christentums“ (Nr. 17).⁶

2. „Nicht zwei, sondern ein“: Fortschreibungen in Äußerungen von Lehramt und Theologie

Die „Reflexionen“ der Kommission beziehen sich auch auf eine andere Schwerpunktbildung, die sich in den zurückliegenden Jahren in einem Austausch zwischen lehramtlich Verantwortlichen und Theolog(inn)en ergeben hat. Sie gilt den Themen von Bund, Heilsweg und Volk Gottes. Man könnte die lehramtlich favorisierte Position auf die Formel bringen: „nicht zwei Bünde, sondern ein Bund“, „nicht zwei Heilswege, sondern ein Heilsweg“, „nicht zwei Gottesvölker, sondern ein Volk Gottes“.

Die „Reflexionen“ der Kommission mahnen, dass „Nostra Aetate“ nicht „überinterpretiert“ werden soll. Eine solche „Überinterpretation“ wäre es, zu sagen: Das Bekenntnis, der von Gott mit Israel geschlossene Bund bleibt bestehen und wird nie ungültig, kann ausdrücklich aus „Nostra Aetate“ herausgelesen werden. Diese Aussage hat aber „erst der Heilige Papst Johannes Paul II. in aller Klarheit ausgesprochen, als er bei seiner Begegnung mit Vertretern der Juden in Mainz am 17. November 1980 davon gesprochen hat, dass der Alte Bund von Gott nie gekündigt worden sei“ (Nr. 39). Johannes Paul II. hatte mit

seinem Mainzer Wort eine Diskussion der Theologie und Exegese über die Frage nach dem Verhältnis von ungekündigtem Alten Bund und Neuem Bund angeregt. Hierbei meldete sich dann auch die theologische Position der zwei Bünde. Kardinal Walter Kasper hat in seinen Wortmeldungen als Präsident der Vatikan-Kommission für die religiösen Beziehungen mit den Juden demgegenüber an die Ein-Bund-Auffassung erinnert, die zu Recht an der Einheit in Gottes Heilsplan festhalte.⁷ Diese Position findet sich auch in den „Reflexionen“ der Kommission, wenn sie darauf beharrt, „dass es nur eine einzige Bundesgeschichte Gottes mit seiner Menschheit geben kann und dass folglich Israel das von Gott ausgewählte und geliebte Volk des Bundes ist, der niemals widerrufen und aufgekündigt worden ist (vgl. Röm 9,4; 11,29)“ (Nr. 34).

Die Teilhabe an der *einen* Bundesgeschichte erschwert die theologische These von Judentum und Christentum als zwei Heilswegen. Diese These wird tatsächlich im Prozess der „Nostra Aetate“-Rezeption von lehramtlicher Seite ausdrücklich zurückgewiesen. Die Vatikanischen „Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche“ vom 24. Juni 1985 betonen z.B.: „Jesus bekräftigt (Joh 10,16), dass ‚es nur eine Herde, nur einen Hirten geben wird‘. Kirche und Judentum können also nicht als zwei parallele Heilswege dargestellt werden“.⁸ Die lehramtlich betonte Sicht fasst Kardinal Kurt Koch, Nachfolger von Kardinal Kasper im Amt des Präsidenten der Vatikanischen Kommission, knapp zusammen: „Nach christlichem Glaubensverständnis kann es nur einen Heilsweg geben.“⁹ Es kann deshalb nicht verwundern, dass auch die „Reflexionen“ von 2015 mehrfach die These von zwei Heilswegen zurückweisen. Zugleich unterstreichen sie, es folge aus dem christlichen Bekenntnis „in keiner Weise, dass die Juden von Gottes Heil ausgeschlossen wären“ (Nr. 36). Die außer Frage stehende Teilhabe der Juden an Gottes Heil wirft für die Kommission die

Frage auf, „wie dies ohne explizites Christusbekenntnis möglich sein kann“. Dies bleibt für die Kommission ein tiefes Geheimnis Gottes (Nr. 36). Ob hier zu schnell auf Gottes Geheimnis rekurriert wird, wäre in der Theologie zu diskutieren.

Die Auffassungen der *einen* Bundesgeschichte und des *einen* Heilswegs haben ihre Bedeutung auch für den im Zweiten Vatikanischen Konzil wiederbelebten theologischen Grundbegriff des Volkes Gottes.¹⁰ „Nostra Aetate“ nennt die Kirche „das neue Volk Gottes“. Das Attribut „neu“ wirft sogleich die Frage nach dem „alten Volk Gottes“ auf. Tatsächlich weist die Wirkungsgeschichte von „Nostra Aetate“ eine entsprechende Diskussion auf. Auch bei der Frage nach dem Verständnis vom Volk Gottes herrscht eine Dialektik von Einheit und Differenz. Juden und Christen gehören nicht zu zwei grundverschiedenen Völkern Gottes. Vielmehr bilden sie in ihrer Verschiedenheit das eine Volk Gottes. Kardinal Koch plädierte dafür, „im Blick auf Israel und die Kirche von dem einen Bundesvolk Gottes zu sprechen, das aber in einem gespaltenen Zustand in zwei Teilen lebt.“¹¹ Und die Vatikanischen „Reflexionen“ entsprechen diesem Verständnis, wenn sie den Zusammenhang von Bundesverständnis und Volk-Gottes-Verständnis so kennzeichnen: „Ebenso wie nach Tod und Auferstehung Jesu Christi nicht zwei Bünde beziehungslos nebeneinander stehen, gibt es auch nicht unverbunden ‚das Bundesvolk Israel‘ neben ‚dem Volk Gottes aus den Völkern‘. Vielmehr ist die bleibende Rolle des Bundesvolkes Israel im Heilsplan Gottes dynamisch zu beziehen auf das ‚Volk Gottes aus Juden und Heiden – geeint in Christus‘“ (Nr. 43).

3. Ein „neuer Beginn“ von „Nostra Aetate“: Papst Franziskus als theologischer Akteur

Als nach dem Amtsverzicht von Papst Benedikt XVI. der Erzbischof von Buenos

Aires, Jorge Mario Kardinal Bergoglio, am 13. März 2013 zum Papst gewählt wurde und dieser sich für den Namen Franziskus entschied, wurde bald bekannt, dass Franziskus als Erzbischof enge Beziehungen zur jüdischen Gemeinschaft Argentiniens pflegte. Es äußerte sich die Erwartung, dass im neuen Pontifikat die christlich-jüdische Beziehung nicht an den Rand gedrängt würde. Dies hat sich vielfach bestätigt. Die persönlichen Bemühungen von Papst Franziskus um das Verhältnis der Kirche zum Judentum haben eine erstaunliche Dynamik. Sie schließen sowohl Botschaften an jüdische Organisationen wie auch Begegnungen mit jüdischen Repräsentanten ein.¹² Und beim Treffen des Internationalen katholisch-jüdischen Verbindungskomitees vom 13. bis 16. Oktober 2013 in Madrid waren es die jüdischen Delegierten, welche einhellig ihre Sympathie für Franziskus bekundeten. Sie würdigten besonders die Aussage des Papstes: „Aufgrund unserer gemeinsamen Wurzeln kann ein Christ nicht antisemitisch sein!“¹³

Kurz danach veröffentlichte Franziskus am 24. November 2013 sein Apostolisches Schreiben „*Evangelii gaudium*“ („Die Freude des Evangeliums“), in dem er auch auf die Beziehung der Kirche zum Judentum einging: „Ein ganz besonderer Blick ist auf das jüdische Volk gerichtet, dessen Bund mit Gott niemals aufgehoben wurde, denn ‚unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt‘ (*Röm* 11,29). Die Kirche ... betrachtet das Volk des Bundes und seinen Glauben als eine heilige Wurzel der eigenen christlichen Identität (vgl. *Röm* 11,16-18). Als Christen können wir das Judentum nicht als eine fremde Religion ansehen“. Franziskus führte dies aus: „Gott wirkt weiterhin im Volk des Alten Bundes und lässt einen Weisheitsschatz entstehen, der aus der Begegnung mit dem göttlichen Wort entspringt ... (Es) besteht eine reiche Komplementarität, die uns erlaubt, die Texte der hebräischen Bibel gemeinsam zu lesen und uns gegenseitig zu helfen, die Reichtümer des Wortes Gottes zu ergründen“.¹⁴

Die Betonung des Weiterwirkens Gottes im jüdischen Volk ist ein „Satz von Offenbarungstheologischem Rang. Das Präsens gilt grundsätzlich: Gott wirkt weiter in Israel. Seine Gegenwart ist in der Gegenwart des Judentums erfahrbar. Von der Ersetzung durch die Kirche kann seitdem lehramtlich keine Rede mehr sein“.¹⁵

Papst Franziskus setzte mit seinem Besuch der Großen Synagoge von Rom am 17. Januar 2016 einen weiteren Akzent. Bei seiner Ansprache an die jüdische Gemeinde erinnerte er daran, dass „Nostra Aetate“ zum ersten Mal in der Geschichte die Beziehung der Kirche zum Judentum „explizit theologisch definiert“. Dass diese Zustimmung zum Konzil den kritischen Blick nicht ausschließt, geht aus dem dann folgenden Satz hervor: „Sie hat natürlich nicht alle uns betreffenden theologischen Fragen gelöst, aber sie hat in ermutigender Weise auf sie Bezug genommen und einen sehr wichtigen Impuls zu notwendiger, weiterer Reflexion gegeben.“ Damit macht Franziskus deutlich, dass es bei der katholisch-jüdischen Beziehung nicht um eine bloße Wiederholung der Konzilsaussagen geht, sondern um deren Fortschreibung: „In der Tat verdient die theologische Dimension des jüdisch-katholischen Dialogs stets weitergehende Vertiefung“. Hier deutet sich ein programmatisches Verständnis des Konzils an, das aktuell in der Theologie als ein Charakteristikum des gegenwärtigen Pontifikats begriffen wird: nicht einfache Wiederholung, Reinterpretation und Eingrenzung des Konzils, sondern „ein neuer Beginn“ des Konzils, die Erfüllung und Ausdehnung des Zweiten Vatikanum bzw. „Vorangehen“ und Weiterentwicklung.¹⁶ Papst Franziskus ermutigte eine Fortsetzung der theologischen Anstrengung „mit Unterscheidungsgabe und Ausdauer“: „Gerade unter theologischem Gesichtspunkt zeigt sich ganz klar das unauflösliche Band, das Christen und Juden vereint“. Schließlich bezog sich Franziskus auf eine eigene Ansprache an jüdische Vertreter vom Herbst 2015, wo er u.a. sagte: „Besonders müssen

wir Gott danken für den echten Wandel, den die Beziehung zwischen Christen und Juden in diesen 50 Jahren erfahren hat. Gleichgültigkeit und Gegnerschaft haben sich in Zusammenarbeit und Wohlwollen verwandelt. Von Feinden und Fremden sind wir zu Freunden und Brüdern geworden.“¹⁷

4. Schluss

Das 50jährige Jubiläum der Konzilsklärung „Nostra Aetate“ gab vielfältigen Anlass zur ausdrücklichen Vergewisserung hinsichtlich der Beziehung von Christentum und Judentum der Gegenwart. Nicht nur der Grundton der entsprechenden Aussagen, sondern auch ihr Inhalt war von einer starken Positivität und Konstruktivität geprägt. Und doch gibt es bei allen Fortschritten auch Kontroversen, die schmerzlich sein können. So meldete sich z.B. in der Beschneidungskontroverse der deutschen Öffentlichkeit vom Sommer 2012 ein verächtlich machender Ton gegenüber dem Judentum, der auch von der einen oder anderen christlichen Stimme geäußert wurde und der bei aller Dankbarkeit der jüdischen Gemeinschaft für die erwiesene Solidarität der beiden großen Kirchen Deutschlands auch heute noch zu Äußerungen jüdischen Verletzt-seins führen kann.¹⁸ Ein anderer Reibungspunkt ist die jüdische Erwartung an die Kirchen, das Land und den Staat Israel als eine grundlegende Dimension des Judentums zu respektieren. So überraschte David Hartman (1931–2013), Gründer des Shalom Hartman Instituts in Jerusalem, bei einer Tagung des Jesuitenordens zum Thema des Staates Israel 2000 in Jerusalem seine jesuitischen Hörer mit der Aufforderung: „Machen Sie Israel zu Ihrer theologischen Herausforderung, nicht Auschwitz“.¹⁹ Das Land sei eine grundlegende Dimension des Judentums, deren wirkliche Anerkennung er von den Christen fordere.

Es gehören also auch Herausforderungen zur aktuellen Beziehung von Christentum und Judentum, die vor 50 Jahren mit dem

Zweiten Vatikanischen Konzil eine Neu- ausrichtung erfuhr. Die Fortschreibung des konziliaren Impulses geschah durch das Lehramt und die Theologie. Die päpstliche Prägung der Beziehung von Kirche und Judentum hatte besonders in Johannes Paul II. ihre zentrale Gestalt.²⁰ Zum Fortschritt trugen kirchliche und jüdische Gremien bei, die sich zum Austausch über beide Seiten betreffende Fragen und Herausforderungen zusammenfanden. Selbst am Dialog beteiligte Theolog(inn)en waren überrascht, als aus Anlass des Jubiläums von „Nostra Aetate“ zwei bemerkenswerte Erklärungen aus dem orthodoxen Judentum veröffentlicht wurden.²¹ Den Fortschritt nannte – wie bereits zitiert – Papst Franziskus einen „echten Wandel“. Diese Einschätzung teilt Rabbiner David Rosen, langjähriger Präsident des Internationalen jüdischen Komitees für interreligiöse Konsultationen. Vor der Sonderversammlung der Bischofssynode für den Nahen Osten am 13. Oktober 2010 in der vatikanischen Aula würdigte er die Beziehung zwischen der Kirche und dem jüdischen Volk als einen „gesegneten Wandel in unserer Zeit – wohl ohne historische Parallele“.²²

Anmerkungen:

* Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine stark gekürzte Gastvorlesung an der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Bonn im Sommersemester 2017.

¹ Vgl. nur: Gerhard Langer/Gregor Maria Hoff (Hg.), *Der Ort des Jüdischen in der katholischen Theologie*, Göttingen 2009.

² Für einige Fakultäten liegen die Dokumentationen ihrer Konferenzen bzw. Konsultationen zum Konzilsjubiläum vor, vgl.: Reinhold Boschki/Josef Wohlmuth (Hg.), *Wendepunkt im Verhältnis von Kirche und Judentum – bleibende Herausforderung für die Theologie*. Paderborn 2015; Stefan Schreiber/Thomas Schumacher (Hg.), *Antijudaismen in der Exegese? Eine Diskussion 50 Jahre nach „Nostra Aetate“*. Freiburg 2015; Edith Petschnigg/Irmtraud Fischer (Hg.), *Der „jüdisch-christliche“ Dialog veränderte die Theologie. Ein Paradigmenwechsel aus ExpertInnen-sicht*. Wien 2016; „Ein neues Klima“ – Rezeptionsgeschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils in Ost- und Mitteleuropa: *Kirchliche Zeitgeschichte* 29 (2016) Heft 2.

³ Zur Rekonstruktion dieser Entwicklung siehe: Wolfgang Stegemann, *Jesus und seine Zeit*. Stuttgart 2010, 73–382.

⁴ Vgl. nur Hubert Frankemölle, *Frühjudentum und Urchristentum. Vorgeschichte – Verlauf – Auswirkungen* (4. Jahrhundert v. Chr. bis 4. Jahrhundert n. Chr.) (KStTh 5). Stuttgart 2007.

⁵ Themenheft „Paulus“: *IKaZ Communio* 38 (2009) Heft 2; Maria Neubrand, *Paulus als jüdischer Theologe: Theologie und Glaube* 101 (2011) 360–377; Peter von der Osten-Sacken, *Der Gott der Hoffnung. Gesammelte Aufsätze zur Theologie des Paulus*. Berlin 2014, 338–355.

⁶ Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum, „Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt“ (Röm 11,29). *Reflexionen zu theologischen Fragestellungen in den katholisch-jüdischen Beziehungen aus Anlass des 50jährigen Jubiläums von Nostra aetate – 10. Dezember 2015* (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 203). Bonn 2016, 17f.; nachfolgende Zitate aus dem Dokument: 33, 29, 31 und 35.

⁷ Cardinal Walter Casper, *The Relationship of the Old and the New Covenant as One of the Central Issues in Jewish-Christian Dialogue*: <http://www.jcrelations.net/en/?item=2446> (abgerufen am 29. Juni 2008) und Walter Cardinal Kasper, *Foreword*, in: Philip A. Cunningham/Joseph Sievers/Mary C. Boys/Hans Hermann Henrix/Jesper Svartvik (Hg.), *Christ Jesus and the Jewish People Today. New Explorations of Theological Interrelationships*. Grand Rapids/Cambridge 2011, X–XVIII.

⁸ Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum, *Hinweise für die richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche vom 24. Juni 1985*, in: Rolf Rendtorff/Hans Hermann Henrix (Hg.), *Die Kirchen und das Judentum*. Band I: *Dokumente von 1945 bis 1985*. Paderborn/Gütersloh 2013 (abgekürzt *KuJ I*), 92–103, 95.

⁹ Kurt Kardinal Koch, *Gemeinsam Volk Gottes sein. Perspektiven des jüdisch-katholischen Dialogs nach Nostra aetate bis Papst Benedikt XVI.*, in:

- Elisabeth Zwick/Norbert J. Hofmann (Hg.), *Dialog der Religionen. Eine interdisziplinäre Annäherung*. Berlin 2013, 37-57.
- ¹⁰ Zweites Vatikanisches Konzil, Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate“ vom 28. Oktober 1965, in: *KuJ I*, 39-44, 43.
- ¹¹ Kurt Kardinal Koch, a.a.O.
- ¹² Sie sind in deutscher Übersetzung zugänglich auf der Homepage: <http://www.uni-tuebingen.de/fakultaeten/katholisch-theologische-fakultaet/lehrstuehle/religionspaedagogik/dialog/online-publikation-die-kirche-und-das-judentum.html> (25. August 2017).
- ¹³ So z.B. in: Ansprache an die Delegation des Internationalen jüdischen Komitees für interreligiöse Beziehungen am 24. Juni 2013, in: http://www.uni-tuebingen.de/index.php?elD=tx_nawsecured1&tu=0&tg=0&tt=1505301987&thash=44912d4e8be8c2b3199a97f927d2418bffedd898&file=filepath/Uni_Tuebingen/Fakultaeten/Kath-Theol/Lehrstuehle/Religionspaedagogik/Nostra_Aetate/Online-Publikation/K.I._Vatikan/K.I._13-06-24.pdf (25. August 2017).
- ¹⁴ Franziskus, Apostolisches Schreiben „*Evangelii gaudium*“ über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute – 24. November 2013 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 194). Bonn 2013, 168.
- ¹⁵ Gregor Maria Hoff, *Auf einem guten Weg. Zum Stand der Beziehungen zwischen katholischer Kirche und Judentum: HerderKorrespondenz* 69 (2015) 83-88, 86.
- ¹⁶ So Massimo Faggioli, *Francis and the New Beginning of Vatican II – Challenges and Prospects*, in: Christoph Böttigheimer/René Dausner (Hg.), *Vaticanum 21. Die bleibenden Aufgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils im 21. Jahrhundert*. Freiburg 2016, 29-37, 30.
- ¹⁷ Besuch der Römischen Synagoge: Christen und Juden vereint ein unauflösliches Band. Ansprache von Papst Franziskus am 17. Januar, in: *L'Osservatore Romano*. Wochenausgabe in deutscher Sprache, Nummer 3 vom 22. Januar 2016, 7.
- ¹⁸ Hans Hermann Henrix, „Was männlich... muss beschnitten werden“ (Gen 17,10). *Zur Theologie der Beschneidung: Theologie der Gegenwart* 57 (2014) 130-146.
- ¹⁹ David Hartman, *Israel: the Rebirth of a People*, in: *The Significance of the State of Israel for Contemporary Judaism and for Jewish-Christian Dialogue*, in: http://groups.creighton.edu/sjdialogue/documents/articles/jesuit_jewish_dialogue_02.html (abgerufen am 19. April 2014).
- ²⁰ Näheres dazu: Hans Hermann Henrix, *Zuspruch aus fremden Quellen. Begegnungen mit Persönlichkeiten aus Judentum und Christentum*. Kevelaer 2012, 88-101.
- ²¹ „Den Willen unseres Vaters im Himmel tun: Hin zu einer Partnerschaft zwischen Juden und Christen“ – 01.01.2016: *Kirche und Israel* 31 (2016) 91-94 und: Erklärung der europäischen Rabbinerkonferenz gemeinsam mit dem Rabbinischen Rat von Amerika, *Zwischen Jerusalem und Rom: Die gemeinsame Welt und die respektierten Besonderheiten. Reflexionen über 50 Jahre von Nostra Aetate* – 1. Februar 2017: http://www.jcrelations.net/Zwischen_Jerusalem_und_Rom__Die_gemeinsame_Welt_und_die_respektierten_Besonderheiten.5647.0.html?L=2 (abgerufen am 20. Juli 2017)
- ²² Vgl.: [http://www.vatican.va/news_services/press/sinodo/documents/bollettino_24_speciale-medio-oriente-2010/02_inglese/b08_02.html#INTERVENTION_OF_THE_SPECIAL_GUEST,_RABBI_DAVID_ROSEN,_ADVISOR_TO_THE_CHIEF_RABBINATE_OF_ISRAEL,_DIRECTOR_OF_THE_DEPARTMENT_FOR_INTERRELIGIOUS_AFFAIRS_OF_THE_AMERICAN_JEWISH_COMMITTEE_AND_HEILBRUNN_INSTITUTE_FOR_INTERNATIONAL_INTERRELIGIOUS_UNDERSTANDING_\(ISRAEL\)](http://www.vatican.va/news_services/press/sinodo/documents/bollettino_24_speciale-medio-oriente-2010/02_inglese/b08_02.html#INTERVENTION_OF_THE_SPECIAL_GUEST,_RABBI_DAVID_ROSEN,_ADVISOR_TO_THE_CHIEF_RABBINATE_OF_ISRAEL,_DIRECTOR_OF_THE_DEPARTMENT_FOR_INTERRELIGIOUS_AFFAIRS_OF_THE_AMERICAN_JEWISH_COMMITTEE_AND_HEILBRUNN_INSTITUTE_FOR_INTERNATIONAL_INTERRELIGIOUS_UNDERSTANDING_(ISRAEL)) (abgerufen am 4. Februar 2017).

Wolfgang Bußler

Ecclesia – Synagoge

9. November 1938

An zahlreichen gotischen Kirchen stehen sich das Paar Ecclesia und Synagoge gegenüber oder im Reigen der törichten und klugen Jungfrauen.

Die Synagoge – das Judentum – ist auf der Seite der törichten Jungfrauen dargestellt, die Ecclesia auf der Seite der klugen.

Mich faszinieren die Darstellungen der Ecclesia und Synagoge, die als große Einzelfiguren an Portalen stehen in Trier an der Liebfrauenkirche, am Straßburger Münster, die sicher bekannteste Darstellung, und am Bamberger Dom.

Die Synagoge ist eine junge Frau, die Ecclesia eine gestandene Frau.

Erzbischof Ludwig Schick beschreibt die Bamberger Synagoge in seinem Buch „Was der Bamberger Dom uns sagen kann“ „Die

schöne Frau Synagoge ... steht etwas gebeugt und traurig da“.

Ich sehe in ihr eine junge Frau, ihr gebeugtes Haupt wirkt kokett, ihr Körper erotisch.

Ist sie nicht die Eva, die so wohlwollend von den Künstlern aller Jahrhunderten dargestellt wird: jung, anziehend, voller Leben und geschaffen, um Leben weiter zu geben.

Die Ecclesia am Bamberger Dom ist auch sehr fraulich. Sie ist die etwas Ältere, selbstbewusst und selbstsicher schaut sie uns an.

Spricht mich eher die Überlegenheit im Gesicht der Ecclesia an oder eher das zurückhaltende und nachdenkliche Gesicht der Synagoge? Meine Sympathie ist bei der Synagoge.

Die Sympathie des Künstlers, der diese beiden Figuren des Bamberger Domes geschaffen hat, lag sicher auch bei der Synagoge:

Die entgleitenden Tafeln der 10 Gebote sehe ich erst beim zweiten Hinsehen. Sie sind verschämt dargestellt.

Die Binde vor den Augen, ist sie nicht eher ein Schleier, bedeckend das Gesicht des Menschen als Abbild Gottes?



Fürstenportal Bamberger Dom © Pressestelle Erzbistum Bamberg

Sind die beiden, Ecclesia und Synagoge, nicht Schwestern? Wenn ich der einen die Krone und der anderen den Schleier wegnehme, sehe ich zwei Schwestern, eine Ältere, eine Jüngere. Ich sehe eine „Heilige Übereinstimmung“, wie der Theologe Wilhelm Nyssen die Gegenüberstellung von Bildern des Alten und Neuen Testaments bezeichnet.

So heißt es auch im Konzilsdokument des 2. Vatikanum „Nostra Aetate“: „Die Kirche Christi bekennt, dass alle Christgläubigen als Söhne Abrahams dem Glauben nach in der Berufung dieses Patriarchen eingeschlossen sind“ (Artikel 4). Das Judentum ist die ältere Schwester.

Der Künstler hat das Judentum als die jüngere Schwester dargestellt. Entscheidend ist, dass wir das Geschwisterliche in der Synagoge und in der Ecclesia sehen.

Zum Gedenken der Pogromnacht 1938 passen die Sätze in der Beschreibung von Erzbischof Schick: „Die frühere Sicht auf das Judentum, die die Skulpturen und Bilder der verschleierte Synagoge verbreitet haben, hat den Antisemitismus gefördert und die sowohl schrecklichen Taten der Judenpogrome im Mittelalter als auch den Holocaust durch die Nazis mitbedient.

Die Synagoge in unserem Bamberger Dom soll stehen bleiben, aber sie soll jedem sagen: ‚So nie wieder!‘ Sie soll uns und alle nachfolgenden Generationen immer neu zur Besinnung bringen und auch die ‚Schamröte ins Gesicht steigen lassen‘, wie es in einem Psalm heißt. Sie soll allen Betrachtern sagen: So sind Christen mit ihren älteren Geschwistern, den Juden, umgegangen! ‚Das darf nie wieder geschehen‘, soll sie immerfort mahnen!“

Die Pfarrei Liebfrauen in Trier hat ein Faltblatt zu ihrer Figurengruppe „Ecclesia und Synagoge“ verfasst: „Die Pfarrei Liebfrauen schaut mit Dankbarkeit und Freude auf die Heilsgeschichte, auf die Ersterwählung des jüdischen Volkes ... und auf den Juden Jesus von Nazareth. ... Sie weiß um ihre geistlichen Wurzeln und sieht mit Betrübnis auf die schwere historische Schuld gegenüber dem jüdischen Volk.“



Synagoge und Kirche heute; Bild: privat

Der jetzt heilige Papst Johannes XXIII. betete:

„Wir erkennen nun, dass viele, viele Jahrhunderte der Blindheit unsere Augen bedeckt haben, so dass wir die Schönheit deines auserwählten Volkes nicht mehr sehen und in seinem Gesicht nicht mehr die Züge unseres erstgeborenen Bruders wiedererkennen.

Wir erkennen, dass das Kainszeichen auf unserer Stirn steht.

Jahrhundertlang hat Abel darniedergelegen in Blut und Tränen, weil wir deine Liebe vergaßen.

Vergib uns die Verfluchung, die wir zu Unrecht aussprachen über den Namen der Juden.

Vergib uns, dass wir dich in ihrem Fluch zum zweiten Mal kreuzigten.

Denn wir wussten nicht, was wir taten.“

In diesen Tagen sah ich die Abbildung einer Skulpturengruppe von Joshua Koffman, aufgestellt im Campus der St. Josephs - Universität in Philadelphia, gesegnet von Papst Franziskus: „Synagoge und Kirche heute“, beide gekrönt, mit Torarolle und Bibel im vergleichenden Schriftgespräch, ganz so, als würden beide davon profitieren.“

„Synagoge und Kirche heute“ - ein hoffnungsvolles Bild zum 9. November.

„Missionarisch Kirche sein“ mal anders

Weihnachtshochamt im Fußballstadion

Die Idee

Am Anfang stand die Idee eines Einzelnen: In einer Delegiertenkonferenz der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Aachen im Jahr 2012 berichtete der Pastor der Freien evangelischen Gemeinde (FeG) davon, dass im Stadion des Zweitligisten Union Berlin seit einigen Jahren immer am 23.12. ein Weihnachtssingen stattfindet – mit stetig zunehmenden Besucherzahlen. 1 ½ Stunden gemeinsames Singen bei Kerzenschein, Vorlesen der Weihnachtsgeschichte, ein Gebet – nicht mehr, aber auch nicht weniger hatten im Vorjahr 17.000 Menschen angezogen. Man könne wohl davon ausgehen, dass die wenigsten von ihnen gerade im überwiegend säkularen Berlin an den Weihnachtsfeiertagen den Weg in die Kirche fänden. Das Weihnachtssingen stellte für sie eine attraktive Alternative zur Christmette dar. Für den bekennenden Fan des Traditionsfußballvereins Alemannia Aachen Grund genug für ein flammendes Plädoyer, so etwas auch auf dem Aachener Tivoli zu versuchen und auf diese „niederschwellige“ Weise auch kirchenfernen Menschen die christliche Weihnachtsbotschaft nahezubringen. Ein weiteres Argument: Zu diesem Zeitpunkt befand sich die Alemannia sowohl sportlich als auch finanziell in einer schwierigen Situation, Abstieg und Insolvenz drohten. Die Fans konnten eine moralische Unterstützung gut gebrauchen. Es täte ihnen sicherlich gut, kurz vor Jahresende einen versöhnlichen und – im wahrsten Sinne des Wortes – harmonischen Abend im Stadion zu erleben.

Die ersten Reaktionen auf diesen Vorschlag waren verhalten bis skeptisch: Nur wenige Delegierte der ACK-Konferenz hatten einen Bezug zum Fußball oder zur Alemannia und konnten sich eine Mischung von Stadiongesängen und Weihnachtsliedern vorstellen. Und überhaupt Weihnachtslieder – die gehörten schließlich in die Weihnachtszeit und nicht in den Advent. Und man könne doch dem Heiligabend nicht vorgreifen, indem man schon einige Tage vorher die Weihnachtsgeschichte vorlese ... Auch auf Seiten der Interessengemeinschaft der Alemannia-Fans (Fan-IG), die als Mitveranstalter gewonnen werden sollte, fragte man sich, wie ein derartiges Event angesichts ausbleibender Unterstützung durch die Vereinsspitze und unklarer Zuständigkeiten organisiert werden könne. Außerdem machten die Fans deutlich, dass sie eine von einem konkurrierenden Fußballverein kopierte Idee nicht mittragen würden. Wenn das Ganze schon im Aachener Fußballstadion stattfinden sollte, dann müsse es auch einen spezifisch „Öcher“ Charakter haben.

Trotz zahlreicher Bedenken und Unwägbarkeiten fasste die ACK-Delegiertenkonferenz Ende 2012 den mutigen Entschluss, im folgenden Jahr ein erstes Aachener Weihnachtssingen auf dem Tivoli durchzuführen. Der geschäftsführende Vorstand rang sich zu einer Anschubfinanzierung durch. Stadionmiete, Bühne, Technik, Sicherheitskonzept, Kerzen, Liederhefte und Werbung würden Geld kosten. Die Suche nach Sponsoren gestaltete sich schwierig. Die einzelnen Kirchen und Gemeinden, einige Privatleute und kleinere Unternehmen leisteten finanzielle Unterstützung, während namhafte, in Aachen ansässige Firmen entweder ablehnten oder Sachspenden anboten, was dazu führte, dass am Vorabend der Veranstaltung riesige Paletten mit Schokoladenbrötchen und Marzipan angeliefert wurden – schön für die Gäste, aber keine wirkliche Hilfe bei der Deckung der anfallenden Kosten, die auf ca. 5000,00 Euro geschätzt wurden. Zum Glück erklär-

ten sich alle Mitwirkenden, verschiedene Chöre und Musikgruppen, ein Aachener Traditionssänger, der Stadionsprecher und unzählige Helfer bereit, sich ehrenamtlich zu engagieren und auf Honorare zu verzichten. Überwiegend auf der Basis persönlicher Kontakte wurden nicht-kirchliche Kooperationspartner ins Boot geholt: Studierende des Fachbereichs Gestaltung der Aachener Fachhochschule für Kommunikationsdesign entwarfen im Rahmen eines eigens eingerichteten Seminars im Eiltempo und in einigen Nachtschichten Werbeplakate. Die Stadt stellte kostenlos Freikontingente auf Litfaßsäulen zur Verfügung. Die Veranstaltungseinladung verbreitete sich über Facebook unter Alemannia-Fans, Mitgliedern der sieben ACK-Kirchen und unter „ganz normalen“ Aachener Bürgern. Langsam stellten sich Optimismus und Vorfreude ein. Ein gewisses finanzielles Restrisiko für den Hauptorganisator, der als Vorsitzender der ACK alle Verträge unterzeichnen musste, blieb jedoch bestehen.

Das erste Mal

Das erste Aachener Weihnachtssingen am 4. Adventssonntag 2013 übertraf die Erwartungen der Veranstalter bei Weitem. Statt der maximal erwarteten 1500 kamen 5500 Menschen. Die Helfer an den Eingangstoren kamen kaum nach beim Verteilen der Kerzen und Liederhefte. Die vorgesehenen Plätze reichten nicht aus, zusätzliche Tribünen mussten geöffnet werden. Die Technik war auf einen derartigen Ansturm nicht ausgelegt, so dass einige Besucher weder die Bühne sehen noch die Liedbegleitung hören konnten. Und dennoch war die Veranstaltung ein voller Erfolg! Im 30-minütigen Vorprogramm, das den Besuchern die Wartezeit verkürzen sollte, brachten die mitwirkenden Musiker die Gäste in Weihnachtsstimmung. Die Glocken des Aachener Doms läuteten feierlich den Beginn des Hauptprogramms ein. Der Stadionsprecher führte souverän durch den Abend. Jung und alt, Fußballfan

und Pfadfinderin sangen voller Inbrunst mit, egal ob „Ihr Kinderlein kommet“ oder „Alemannia olé“ angestimmt wurden. Beim Vortragen des Segensgebets war es trotz der vielen Menschen so leise, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören können. Und beim abschließenden „Stille Nacht“ im nur von Kerzen erleuchteten Stadion herrschte Gänsehautfeeling pur.

Beobachtungen

Dieses Gefühl stellt sich sicher auch in diesem Jahr, beim fünften Aachener Weihnachtssingen wieder ein. Ansonsten hat sich jedoch inzwischen viel verändert. Aufgrund der ständig zunehmenden Besucherzahlen – 2014 waren es 12.000, 2015 15.000 und 2016 fast 21.000 Menschen – musste die Vorbereitung und Durchführung der Veranstaltung immer stärker strukturiert und professionalisiert werden. Verschiedene Ressorts – Programm, Finanzen, Werbung/Öffentlichkeitsarbeit, usw. – arbeiten inzwischen ganzjährig unabhängig voneinander und werden von einem Leitungsteam koordiniert. Das aus Vertretern der ACK und der Fan-IG bestehende Leitungsteam führt Verhandlungen mit der Betreibergesellschaft des Stadions, die wiederum für die Organisation von Bühne und Technik, für die Kontakte zum ÖPNV, zum Sanitäts- und Sicherheitsdienst usw. zuständig ist. Viele Aufgaben können aus rechtlichen, aber auch aus Kapazitätsgründen nicht mehr ehrenamtlich geleistet werden. Dank eines hauptberuflichen Mitarbeiters wurde z. B. das Sponsoring so gut und nachhaltig aufgestellt, dass nicht jedes Jahr auf's Neue gebangt werden muss, ob die parallel zu den Besucherzahlen steigenden Ausgaben – derzeit ca. 90.000 Euro – gedeckt sind oder nicht.

Die Professionalisierung und die steigenden Sicherheitsansprüche fordern aber auch ihren Tribut: Der von der Technikfirma erarbeitete mehrseitige Regieplan ähnelt dem einer komplett durchgetakteten

Fernsehübertragung. Jeder Schritt und nahezu jedes Wort ist festgelegt, für Spontaneität bleibt kaum noch Raum. Um Chaos beim Einlass zu vermeiden und den vor allem nach den terroristischen Anschlägen der letzten Jahre gestiegenen Sicherheitsanforderungen gerecht zu werden, müssen in diesem Jahr zum ersten Mal alle Besucher eine Platzreservierung vorweisen. Tickets können im Vorverkauf oder an der Abendkasse erworben werden. Auch wenn die Kosten dafür so gering wie möglich gehalten werden, haben sich die Veranstalter damit von ihrem ursprünglichen Prinzip, allen Interessierten den kostenfreien Zugang zum Weihnachtssingen zu ermöglichen, entfernt. Der Verkauf von Würstchen und Getränken sowie das in den VIP-Logen erhältliche Catering leisten aus Veranstaltersicht einen wichtigen Beitrag zur Finanzierung, verstärken aber bei manchem kritischen Beobachter den Eindruck der zunehmenden Kommerzialisierung und einer Zwei-Klassen-Gesellschaft, der sich nicht ohne Weiteres mit der christlichen Grundausrichtung der Veranstaltung vereinbaren lässt.

Während die Verantwortlichen also einerseits aufgrund von äußeren Einflüssen zunehmend gefordert sind, bestimmte Faktoren gegeneinander abzuwägen und immer wieder neu zu justieren, stehen andererseits einige verbindliche Grundprinzipien, die den Charakter des Aachener Weihnachtssingens von Anfang an prägen, nicht zur Disposition. So geht es beim Weihnachtssingen nicht um Show. Die Veranstaltung soll und will niemandem eine Bühne zur eigenen Profilierung bieten – ein Grund dafür, warum Auftritts Anfragen von mehr oder weniger prominenten Berufsmusikern in der Regel abgelehnt werden. Vielmehr sollen Menschen, jung, alt, groß, klein, Aachener oder Zugezogene, Christ oder nicht, von den Aachener Chören und Musikgruppen zum gemeinsamen Singen animiert werden. Das, was früher in Familien bei vielen Gelegenheiten selbstverständlich war, was viele aber heute nur

noch im Gottesdienst oder eben im Fußballstadion erleben, soll genau hier Raum haben. Kulturpsychologen haben festgestellt, dass sich Menschen, indem sie beim gemeinschaftlichen Singen ihre Atmung synchronisieren, in ein Kollektiv einfügen, und dies einem menschlichen Grundbedürfnis entspricht. Beim Weihnachtssingen geht es, anders als sonst im Fußballstadion, nicht um Konkurrenz, nicht um Gewinnen, sondern um genau dieses Grundbedürfnis nach Gemeinschaft, Zugehörigkeit und Zusammenhalt. Besonders spürbar war das im Jahr 2015, als 500 geflüchtete und in Aachener Kinderheimen lebende Jugendliche auf Einladung eines Sponsors am Weihnachtssingen teilnahmen. Sie wurden von den anderen Gästen mit Applaus begrüßt, saßen auf VIP-Plätzen und erhielten Tüten mit weihnachtlichen Süßigkeiten. Und als beim Verlesen der Weihnachtsgeschichte von der Herbergssuche Marias und Josefs die Rede war, begriff wohl jeder im Stadion, dass die in der Bibel geschilderten Ereignisse auch für uns Menschen heute noch eine Bedeutung haben können.

Die Botschaft

Jedes Jahr an Weihnachten feiern Christen, dass Gott sich klein macht und Mensch wird, dass er in Gestalt eines hilflosen Kindes zu uns kommt, um der Welt den Frieden zu bringen. Das Weihnachtssingen versucht auf niederschwellige Art und ohne missionieren zu wollen, für diese zentrale christliche Botschaft zu sensibilisieren. Bewusst nicht in einem kirchlichen Raum, sondern an einem Ort, wo viele Menschen gern sind, wo sie ganz da sind, mit Herz und Seele, mit Leidenschaft, wo sie lieben und leiden und sich für etwas begeistern – genau hier soll spürbar und erfahrbar werden, dass Weihnachten mehr sein kann als Geschenke und gutes Essen, dass sich das Wunder der Weihnacht im konkreten Leben jedes Einzelnen ereignen kann. „Wenn hier von beseelten Gesängen und magischen Momenten die Rede ist, dann

zeigt das, dass Menschen hier die Erfahrung machen, die allen religiösen Erfahrungen zugrunde liegt. Es ist das Gefühl geborgen zu sein in etwas Größerem, das über das rein Menschliche hinausgeht, das darauf hindeutet, dass da eine Kraft in dieser Welt ist, die Christinnen und Christen Gott nennen und die in Jesus von Nazareth Mensch wurde.“ So Jürgen Maubach in der Kolumne „Andererseits – Seelsorger blicken auf ihre Stadt“, erschienen in der Aachener Zeitung am 21.12.2016. Wenn Menschen durch das Weihnachtssingen eine Ahnung von dieser Kraft bekommen und gestärkt in ihren Alltag zurückkehren, dann hat es seinen Sinn erfüllt.

Bei all dem spielen konfessionelle Unterschiede keine Rolle. Das Weihnachtssingen wird von der „großen Ökumene“ der Stadt getragen. Ehrenamtliche Helfer und Helferinnen der FeG arbeiten Hand in Hand mit katholischen Pfadfinderinnen und evangelischen Konfirmanden, bei den klassischen Klängen des evangelischen Posaunenchores singen die Besucher genauso begeistert mit wie bei den afroamerikanischen Gesängen des Gospelhouse Chors. Die Verbundenheit, die die Delegierten der in der ACK Aachen zusammengeschlossenen sieben christlichen Kirchen in ihren Konferenzen erleben, soll auch nach außen hin als Einheit sichtbar werden. Dementsprechend treten im Programm keine Amtsträger oder prominente Repräsentanten einzelner Kirchen auf, auch wenn immer mal wieder der Wunsch nach einem „bischöflichen Segen“ geäußert wird, sondern „ganz normale Menschen“, die sich in der ACK für die Ökumene und mit der ACK in der und für die Gesellschaft engagieren. Hier geht es nicht um die Profilierung einer einzelnen Kirche, sondern darum, dass die Gemeinschaft der Christen in Aachen als Akteurin auch im nicht-kirchlichen Raum wahrgenommen wird. Unter anderem deshalb ist den kirchlichen Verantwortlichen der Brückenschlag zu weltlichen Kooperationspartnern wie der Fan-IG, dem Fußballverein, der Stadt Aachen, den lokalen Medien usw. sehr

wichtig. Das ganze Projekt Weihnachtssingen – und das betrifft die Vorbereitung in den einzelnen Untergruppen und mit den zahlreichen mitwirkenden Organisationen wie auch die Veranstaltung selbst – will nicht im negativen Sinne missionieren, aber dennoch „missionarisch Kirche sein“. Einerseits nach innen in die verschiedenen Kirchen und Konfessionen hinein, deren Mitglieder beim Weihnachtssingen, anders als zuweilen in ihren Heimatgemeinden und herkömmlichen Gottesdiensten, erleben können, dass Kirche und Glauben auch stimmungsvoll und mitreißend sein kann. Andererseits aber auch nach außen in die nicht-kirchliche oder kirchen-kritische Gesellschaft hinein, indem es neugierig macht und einlädt, althergebrachte Klischees über „die Christen“ oder „die Kirche“ zu hinterfragen. Ein gelungenes Beispiel für den Abbau derartiger Vorurteile ist die bereits erwähnte Zusammenarbeit mit den Studierenden der Fachhochschule für Kommunikationsdesign bei der Gestaltung der Werbeplakate. Die meisten der mitwirkenden Studierenden haben keine Berührungspunkte mit Kirche. Wie für viele Besucher des Weihnachtssingens, ist auch für sie Weihnachten in erster Linie ein Familienfest mit geselligem Beisammensein, Geschenken und gutem Essen. Wenn beim sogenannten Briefing, der Klärung des Arbeitsauftrags für das Seminar, zum ersten Mal deutlich wird, dass die Veranstalter mit Weihnachten eine ernstzunehmende theologische Botschaft verbinden, die auf kreative, witzige und gern auch unkonventionelle Weise an die Aachener Bevölkerung kommuniziert werden soll, gibt es häufig eine Art „Aha-Effekt“: Die von Kirche sind ja gar nicht so verstaubt, im Mittelalter verhaftet und humorlos, wie wir immer dachten... Die sich daran anschließende Zusammenarbeit, das Entwickeln und Verwerfen von Ideen, die zahlreichen Korrekturschleifen sind dann in der Regel geprägt von gegenseitigem Respekt, von dem ernsthaftem Bemühen, die jeweils andere Perspektive zu verstehen, und dem Ringen um das perfekte Design für eine Veranstal-

tung, die offenbar den Nerv der Zeit und das religiöse Bedürfnis vieler Menschen trifft. Noch einmal Jürgen Maubach in der AZ Kolumne vom 21.12.2016: „Nach dem großartigen Erfolg des vierten Weihnachtssingens auf dem Tivoli kann man wohl sagen, dass für viele Aachenerinnen und Aachener das Weihnachtshochamt am vergangenen Sonntag auf dem Tivoli stattgefunden hat. Und das zu recht. Ein solches Gefühl von Gemeinschaft und emotionaler Dichte erleben viele Menschen in den Gottesdiensten der christlichen Kirchen leider viel zu selten ... Und natürlich geht man nach einem solchen ‚Gottesdienst‘ positiv verändert und gestärkt weiter, weil man gespürt hat, dass man nicht alleine dasteht, mit seiner Sehnsucht nach Frieden und der Hoffnung nach dem guten und gerechten Leben für alle Menschen. Vielleicht auch weil man für ein paar Stunden aus dem Schlamassel des eigenen Lebens herausgehoben war und erlebt hat, dass noch ein anderes Leben möglich ist.“

Thomas Wolff/Maximilian Helmes¹

„Im Anfang war 10⁻³⁴?“

Zum Gedenken an Max Blom (†)

Einstieg

„Im Anfang war 10⁻³⁴?“ Diese Frage erwartet der Leser wohl eher in einer Fachzeitschrift für Naturwissenschaft, und nicht im Pastoralblatt. Doch der Beginn „im Anfang“ spielt einen vertrauten Kontext ein: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ (Gen 1,1).

Es war ein interessantes Experiment, dass wir vor einem Jahr in unserer Kirchengemeinde St. Pankratius Am Worringer Bruch im Norden Köln gestartet hatten. Am Beispiel der Schöpfungsgeschichte und der Urknalltheorie sollten Theologie und Naturwissenschaft mit ihren jeweiligen Professionen während eines Kolpingbildungsabends ins Gespräch kommen.²

Neben der Reflexion auf die damit verbundenen Erfahrungen kommt noch ein zweiter Grund für die Veröffentlichung im Pastoralblatt hinzu. Wir möchten diesen Artikel unserem Mitstreiter Max Blom widmen, der wenige Monate nach Abschluss des Projekts plötzlich verstorben ist. Als Student der technischen Chemie war er gleichzeitig sehr in der Gemeinde engagiert, sei es im Bereich der Ministrantenarbeit, sei es in der freiwilligen Feuerwehr.

Wissenschaft und Theologie – eine komplizierte Beziehung

Während der Vorbereitungstreffen wurde uns schnell deutlich: So einfach kommen wir überhaupt nicht in ein fruchtbares Ge-

spräch! Vertraute Begrifflichkeiten wurden auf naturwissenschaftlicher Seite anders interpretiert oder mussten erst einmal übersetzt werden.

Außerdem stellte ich fest, dass mein ‚Allgemeinwissen‘ über den Bereich der Naturwissenschaft doch an verschiedenen Stellen an seine Grenzen kam. Umgekehrt registrierte ich so manches Aha-Erlebnis meiner Gesprächspartner, als es etwa für sie um überraschend neue exegetische Zugänge zu den beiden Schöpfungsgeschichten ging (biblische Schöpfungsvorstellungen bedienen sich immer der jeweiligen antiken Vorstellungen, etwa dass die Erde eine Scheibe sei, die Bibel kennt eine Weiterentwicklung und Aktualisierung des Schöpfungsglaubens) oder um die Frage nach dem „richtigen“ Gottesbild, das nach Aussage des IV. Laterankonzils bei aller Ähnlichkeit immer eine größere Unähnlichkeit mit einschließt.³

Zugang: Wissenschaft gelingt, wo sie sich in Frage stellen lässt

Mit wurde erneut bewusst, dass unser jeweiliges Wirklichkeitsverständnis von bestimmten Vorstellungen und geschichtlichen Erfahrungen geprägt ist.

Erstens, Menschen gehen an Themen mit unterschiedlichen Vorerfahrungen heran, seien sie biografisch oder zeitgeschichtlich geprägt.⁴

Zum zweiten habe ich etwas über das Selbstverständnis der Naturwissenschaften gelernt: Sie arbeiteten mit Theorien, die bis zum Erweis des Gegenteils Bestand haben, und sich ihrerseits in größere Zusammenhänge integrieren lassen müssen.

Den dritten Aspekt verbinde ich mit einem Aufruf Papst Johannes Pauls II. zur „Kultur der Erinnerung“. Die Kirche tut gut daran, sich immer auch ihre geschichtlichen Grenzen und Sackgassen bewusst zu machen.⁵ Gerade Papst Benedikt XVI. hat sich immer wieder darum bemüht, Naturwissenschaft und Glauben miteinander ins Gespräch zu bringen.

Wir Menschen haben schon so einige Forschungsfelder hervorgebracht und finden laufend neue. Dabei wurde unsere Wissenschaft in den einzelnen Teilgebieten immer feingliedriger und spezieller unterteilt. Die Breite und Tiefe vieler Fachgebiete ist heutzutage so enorm, dass ein Überblick zwar möglich ist, aber Detailwissen schwer fällt. Angefangen hat die Wissenschaft mit den Universalgelehrten.

Eines der ältesten Beispiele war um die Zeit von 2700 v.Chr. ein Ägypter, den wir heute Imhotep nennen. Er hat ein solches Wissen nach damaliger Kenntnis, dass er bei den Ägyptern sogar als Gott verehrt wurde. In der Geschichte finden sich noch viele weitere Namen, die wir heutzutage als Universalgelehrte bezeichnen - Aristoteles, Albertus Magnus und Galileo Galilei sind natürlich nur eine Auswahl. Auch wenn es keinem der Genannten gelang, wie Imhotep als Gott verehrt zu werden, so haben alle etwas gemeinsam - den Bezug zu Glaube und Religion.

Wie eigentlich alles, hatte dieser Bezug zum Glauben sowohl Vor- als auch Nachteile. Galileo Galilei bekam den Nachteil sogar deutlich zu spüren. Ein wichtiger Vorteil steckt aber gerade auch darin - interdisziplinäres Denken.

Jede Wissenschaft hat eine ihr eigene Perspektive auf die Welt. Gemeinsam haben sie nur die wissenschaftliche Vorgehensweise. Das ist besonders wichtig, weil die Erkenntnisse der Forschung immer „intersubjektiv“ sein müssen. Das heißt, egal welcher Mensch die Forschung betreibt, das Ergebnis muss dasselbe sein. Dafür halten sich Wissenschaftler an festgelegte Methoden. Allerdings kommt es trotzdem immer wieder zu Problemen.

Ein besonders brisanter Fall steht als gutes Beispiel.

Am 8. Oktober 1991 gipfelte ein Streit im Entzug der Lehrerlaubnis für Eugen Drewermann. Dadurch, dass Drewermann seine Position absolut erklärte und damit jeglicher anderen Theorie nicht anerkannte, wurde seine Theorie zwar wissenschaftlich besprochen, aber er selbst war

wegen seiner absoluten Position ausgeschlossen.

Rein von der Methode her ist Drewermanns Theorie ein radikaler Rückzug auf einen Kern. In der Physik nennt sich dies ein Gedanken-Experiment. Dabei wird der „Was-wäre-wenn“-Fall im Kopf durchgespielt.

Albert Einstein hat durch ein Gedanken-Experiment eine ganze neue Physik geschaffen. Seine Frage lautete: Was wäre wenn das Licht immer gleich schnell ist? Das Ergebnis bezeichnen wir heute als Relativitätstheorie. Es hat sich nämlich als wahr herausgestellt.

Aber auch falsche Ergebnisse von Gedanken-Experimenten haben die Wissenschaft weitergebracht. Pierre-Simon Laplace hat in seinem als „laplacescher Dämon“ bezeichneten Gedanken-Experiment die Frage gestellt: Was wäre wenn ich alle Startbedingungen des Universums kenne? Seine Antwort darauf spricht von einer Intelligenz des Universums:

„Wir müssen also den gegenwärtigen Zustand des Universums als Folge eines früheren Zustandes ansehen und als Ursache des Zustandes, der danach kommt. Eine Intelligenz, die in einem gegebenen Augenblick alle Kräfte kennt, mit denen die Welt begabt ist, und die gegenwärtige Lage der Gebilde, die sie zusammensetzen, [...] Nichts wäre für sie ungewiss, Zukunft und Vergangenheit lägen klar vor ihren Augen.“⁶

Und genau diese Intelligenz ist als „Dämon“ in die Geschichte eingegangen, da sie von der Quantenphysik ausreichend widerlegt wurde. Trotzdem konnte die Idee die Physik maßgeblich beeinflussen.

Wir können also zwei Dinge mitnehmen. Erstens für den Prozess, den wir Wissenschaft nennen, ist es am Ende egal, ob sich Theorien als richtig oder falsch herausstellen. Wichtig ist ein kritischer Umgang. Grundvoraussetzung dafür ist wiederum ein offener wissenschaftlicher Dialog, indem kein Vertreter seine Position für ab-

solut erklärt. Einen solchen kritischen Dialog kann man auch neben der Uni und der Fachforschung führen. Das haben wir mit dem Kolping-Bildungsabend und dessen Vorbereitung versucht. Davon konnten beide Seiten profitieren.

Beglückend war die Erfahrung: Dialog darf auch in die Konfrontation führen, wenn beide Seiten wertschätzend aufeinander zu gehen. Wir brauchen keine Angst zu haben, dass der Glaube etwa im Gespräch mit den Naturwissenschaften nicht bestehen könnte, ganz im Gegenteil.

Wenn wir unsere jeweiligen Vorverständnisse offenlegen und uns von den Zugängen des Gegenübers kritisch hinterfragen lassen, wird das Gespräch gelingen. Dazu gehört z.B. Aktualität der biblischen Forderung, als Mit-Schöpferin und Mitschöpfer Verantwortung für die Weiterentwicklung der Welt zu übernehmen (vgl. Gen 1,26ff), auch mit Blick auf die Naturwissenschaft.

Ich halte an dieser Stelle erwähnenswert: Egal wie professionell und wissenschaftlich man arbeiten will, letzten Endes arbeitet man mit Menschen zusammen. Die Zeit in gemütlicher Runde zu sitzen und in die möglichen Konfliktzonen von Theologie mit der Naturwissenschaft einzutauchen, zu debattieren und gegenseitig Erfahrungen auszutauschen, bildet den wichtigen Kern eines solchen Projektes. Kurzgesagt kann man sagen: Es muss den Beteiligten Spaß machen.

Unsere Lernerfahrungen

Im Nachhinein mussten wir schmunzeln, als wir uns gemeinsam so manche „Baustellen“ anschauten: Zunächst führte die *Einladung* zu ersten Irritationen, wie die Auswertung mit Teilnehmern ergab. Manche erzählten, sie seien verunsichert gewesen, ob das nun eine Vorlesung werden sollte. Andere potentielle Interessierte fühlten sich ausgeladen: „Dat es mir ze kompliziert!“. Und ein waschechter Naturwissen-

schaftler, der sich für das Thema interessiert hatte, meinte im Nachhinein, wäre die Einladung anders gestaltet worden, hätten auch weitere Kollegen den Weg zum Bildungsabend gefunden. Neben einem Bild der Erde, aus dem Weltall fotografiert, war folgender Text zu lesen:

„Im Anfang Schuf Gott Himmel und Erde“ oder: Im Anfang war 10⁻³⁴“ Biblische Schöpfungslehre meets Urknall.

Die biblische Schöpfungsgeschichte scheint uns vertraut zu sein. Gott schuf die Welt in sechs Tagen und am siebten Tag ruhte er. Können wir das als naturwissenschaftlich geprägte Menschen heute noch guten Gewissens glauben?

Andererseits: Weiß die Wissenschaft wirklich alles? Und hat der forschende Mensch nicht auch eine Verantwortung für sein Handeln?

Der Hl. Thomas von Aquin betont, dass Glaube und Wissenschaft/Vernunft keine Gegensätze sind, sondern aufeinander bezogen. Mit anderen Worten: Kirche hat nach Gründen zu suchen, warum es vernünftig ist, zu glauben!

Max Blom und Maximilian Helmes, zwei junge Naturwissenschaftler aus unserer Pfarrei, werden sich zusammen mit Pastor Thomas Wolff in seiner Rolle als Theologe dem Thema stellen ... Herzliche Einladung zu einem spannenden Abend ...“

Wir stellten fest: Es wäre zielführend gewesen, das Plakat gemeinsam zu entwickeln. Für ähnliche Projekte dürfte es sehr reizvoll sein, sich im Vorfeld über die Gestaltung der Einladung zu verständigen. Wie von selbst wird man sich über das jeweilige Vorverständnis austauschen können.

Unsere Empfehlung. Laden Sie für einen Bildungsabend entsprechende Experten ein! Wer sich den Heilungswundern Jesu nähern will, könnte sich mit einer Ärztin in Verbindung setzen. Zum Themenbereich Liturgie ließen sich Theaterleute einbinden. Und auch im Bereich der Jugend gibt es aus unserer Sicht gute Erfahrungen, etwa eine

Führung mit Jugendlichen im Sportstadion mit anschließendem Austausch über die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Liturgie und einem Bundesligaspiel ...

Der Phantasie sind hier keine Grenzen gesetzt.

Naturwissenschaft ins Gebet genommen

Fruchtbar war die Rollenklärung für den Bildungsabend. So konnte jeder in ‚seinem‘ Bereich bleiben und diesen präsentieren. Die beiden Studenten der technischen Chemie und der Physik hatten sich mit einer sehr interessanten Powerpoint-Präsentation mächtig ins Zeug gelegt.

Dass beide Seiten von einem Austausch profitieren konnten, stimmt in mehreren Weisen. Ich konnte persönlich einen besseren Zugang zu beiden Wissenschaften gewinnen.

Noch bevor das erste Vorbereitungstreffen stattgefunden hat, habe ich mich bereits in erste Fragen eingelese. In meinem Kopf setzten sich Erwartungen und Vorwissen zusammen. Die Neugierde war geweckt und das beflügelte schon den Verstand. Nach dem ersten Treffen mussten Max Blom und ich uns noch einmal genauer in die Entstehung des Universums einarbeiten.

Deswegen mussten wir Naturwissenschaftler uns erst finden. Ein Sammeln begann. Wir trugen Material zusammen und arbeiteten danach alles durch. Beim zweiten Treffen waren Max und ich dann vorbereitet. Wir waren fit und Pastor Wolff für die Theologie ebenso.

Beim zweiten Treffen stellten wir uns dann die jeweiligen Sichtweisen der beiden Wissenschaften vor. Dabei habe ich als Vertreter der Naturwissenschaften natürlich noch einige Details zur Exegese und der Schöpfung erfahren können und Pastor Wolff lenkte unsere Aufmerksamkeit nochmals auf die entscheidenden Details der beiden Schöpfungsgeschichten.

Wir wiederrum halfen ihm, die Physik und Chemie zur Entstehung der Welt zu verstehen. Im Ergebnis lernten beide Seiten den Blick nach außen und innen aneinander zu schärfen.

Schließlich zeigte sich die Frucht des gemeinsamen Austauschs im Gebet.

Wenn schon die Bibel eine Entwicklung des Schöpfungsglaubens kennt, dann solle es möglich sein, den Glauben mit Hilfe des heutigen wissenschaftlichen Weltverständnisses zum Ausdruck bringen.

Im Psalm 104, der das Schöpfungshandeln Gottes bejubelt, heißt es

„Herr, mein Gott, wie groß bist du! / Du bist mit Hoheit und Pracht bekleidet ...

Du hast die Erde auf Pfeiler gegründet; / in alle Ewigkeit wird sie nicht wanken.

Einst hat die Urflut sie bedeckt wie ein Kleid, / die Wasser standen über den Bergen. Sie wichen vor deinem Drohen zurück, / sie flohen vor der Stimme deines Donners. Da erhoben sich Berge und senkten sich Täler / an den Ort, den du für sie bestimmt hast. Du hast den Wassern eine Grenze gesetzt, / die dürfen sie nicht überschreiten; nie wieder sollen sie die Erde bedecken ...

Ich will dem Herrn singen, solange ich lebe, will meinem Gott spielen, solange ich da bin. Möge ihm mein Dichten gefallen, ich will mich freuen am Herrn.“

(Ps 104, 1.5-9.32)

Geschrieben als Lob auf Gottes gute Schöpfung könnte ein moderner Psalm 104 vor dem Hintergrund unserer heutigen naturwissenschaftlichen Vorstellungen folgendermaßen aussehen:

„Herr, mein Gott, wie groß bist du! / Du bist mit Hoheit und Pracht bekleidet ...

Einst hast du die Schöpfung ins Dasein gerufen und ihr eine innere Freiheit der Entwicklung/Evolution eingestiftet. Mil-

liarden Jahre nach dem Urknall zündete am Rande der Milchstraße ein neuer Stern, aus dessen rotierender Staubwolke Planeten entstanden. Darunter befand sich auch die Erde, die, durch den Mond in ihrer Rotation stabilisiert, genau den richtigen Abstand zur Sonne hatte, um eine Atmosphäre hervorzubringen, die wiederum das Entstehen des Lebens ermöglichte ...

Durch die Auferstehung deines Sohnes Jesus Christus, der in seiner Menschwerdung selber Teil deiner guten Schöpfung geworden ist, haben wir im Heiligen Geist die Hoffnung: Einmal wird alles vollendet sein in der Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Ich will dem Herrn singen, solange ich lebe, will meinem Gott spielen, solange ich da bin. Möge ihm mein Dichten gefallen, ich will mich freuen am Herrn.“

Anmerkungen:

- ¹ Die kursiv gesetzten Textbausteine sind von M. Helmes geschrieben, die anderen von T. Wolff.
- ² Einen interessanten Zugang zum Thema bietet die Ausgabe *Bibel kontra Naturwissenschaft? Die Schöpfung*, in: *Welt und Umwelt der Bibel*, Nr. 80, 2016. Dort finden sich kompakte Informationen zur Entstehung des Universums (S. 19-5) und zu den biblischen Schöpfungsgeschichten und ihrer Einbindung in die damalige Umwelt Israels (S. 26-35) sowie Ansätze zur kritischen Diskussion zwischen Naturwissenschaft und Theologie.
- ³ „Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen keine größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.“ Siehe Heinrich Denzinger, *Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen*. Freiburg i. Br. u.a. ³⁷1991, S. 361f.
- ⁴ Wir stellen uns die Frage: Welche Erfahrungen werden die Teilnehmer des Bildungsabends mit dem Inhalt verbinden? Manche dürften den „alten

Kinderglauben", dass Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen habe, zur Seite gelegt haben, andere mögen durch eigene Kindheitserlebnisse (Großvater blättert mit dem Enkel einen bunten Atlas durch) ein Interesse an kosmischen Zusammenhängen mitbringen.

⁵ Ein Beispiel: Papst Johannes Paul II. ließ das Verfahren gegen Galileo Galilei neu aufrollen und ihn posthum rehabilitieren. Während einer Audienz für die Mitglieder der päpstlichen Akademie der Wissenschaften anlässlich einer Gedenkfeier für Albert Einstein sagte der Papst: „Die Größe Galileis ist wie jene Einsteins allen bekannt; doch im Unterschied zu dem, den wir heute im Beisein des Kardinalkollegiums im Apostolischen Palast ehren, hat der erste – wir wollen das nicht verschweigen – von den Männern und Organen der Kirche viel zu leiden gehabt...“ in: Luigi Accattoli, Johannes Paul II. Biographie. Köln 2002, S. 108.

⁶ Im gesamten Kontext findet sich das Zitat in O. Höfling: Physik. Band II Teil 1, Mechanik, Wärme. 15. Auflage. Bonn 1994, ISBN 3-427-41145-1.

Nicole Hennecke

„Martin on Tour“

Bericht über ein Theaterprojekt in der Erwachsenenbildung

Martin von Tours „feierte“ 2016 seinen 1.700 Geburtstag (316/317–397). Anlässlich dieses Jubiläums sah sich die Katholische Erwachsenenbildung (KEB) im Bistum Trier aufgerufen, Martin von Tours als Bildungsthema aufzugreifen. Dies ist ein übliches Vorgehen im Bereich der Erwachsenenbildung und oftmals folgt dann die Planung einer Vortragsreihe, einer Podiumsdiskussion o.ä. Doch das gewählte Format entsprach nicht diesen klassischen Formen. Die KEB versuchte sich auf ungewohnten Wegen: Es wurde ein Wettbewerb im Bereich Schauspiel, Tanz, Musik ausgeschrieben und zwar unter dem Titel „Martin von Tours – Perspektiven eines gelingenden Lebens“. Daraus wurde dann in der Umsetzung der Projektname „Martin on Tour“.¹ Über die Hintergründe dieser Formatwahl, die Umsetzung und die gesammelten Erfahrungen wird in diesem Beitrag berichtet.

Genese

Der in der Katholischen Kirche populäre Heilige ist in der öffentlichen Wahrnehmung eng verbunden mit der Legende seiner Mantelteilung. Martin teilte als römischer Soldat im Winter seinen Mantel mit einem frierenden Bettler am Straßenrand. Dieses Teilen des Mantels steht auch heute noch für die christliche Grundhaltung der Nächstenliebe. Die Erinnerung an die Geschichte wird vielfach verknüpft mit Laternenumzügen, bei denen die Szene der Mantelteilung nachgespielt wird, dazu gehören als weiteres Brauchtum das sog. Martinsfeuer und die sog. Martinsbrezeln.

Präsent ist die Legende dabei vor allem in Kindertagesstätten und Grundschulen, sodass sich der Eindruck nahelegt, dass der Hl. Martin vor allem ein Heiliger für Kinder ist. Denn danach taucht er zumeist erst wieder auf, wenn womöglich eigene Kinder und später Enkelkinder zum Umzug begleitet werden. Bisweilen wird die Erinnerung an ihn aber auch wach beim Gänsebraten im November.

Wenn jedoch die Erwachsenenbildung das Thema aufgreift, stellt sich die Frage: Hat Martin von Tours inhaltlich etwas mit Erwachsenen zu tun? Hat seine Person – konkret sein Handeln – eine mögliche Bedeutung für erwachsene Gläubige oder auch für Erwachsene allgemein?

Der Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit Martin von Tours aus Sicht der Erwachsenenbildung war daher die Überlegung, wie diese bekannte Legende der Mantelteilung als christliche Grundhaltung heute sichtbar werden kann. Daraus folgte die Idee: Menschen mit der Person Martin von Tours in Kontakt zu bringen. Hat der Hl. Martin außer in Form von Laternenumzügen, Brezeln und Gänsebraten eine Bedeutung für das eigene Leben? Hat sein Glauben und wie er ihn lebte, Bedeutung für die eigene Person? Und da die KEB im Bistum Trier sich das Motto gegeben hat „Bildung für ein gelingendes Leben“, konnte daraus in Bezug auf Martin von Tours die Frage formuliert werden: Kann Martin von Tours' Handeln aus Nächstenliebe ein Beispiel dafür sein, wie heute Leben gelingen kann?

Mit einem klassischen Format wie einer Vortragsreihe wären vermutlich allein die klassischen Zielgruppen, also mehrheitlich die bereits an der Arbeit der KEB interessierten Personen, erreicht worden. Insofern aber auch Personen angesprochen werden sollten, die bisher keinen Kontakt zur KEB hatten, brauchte es eine Hinterfragung gängiger Formatformen. Dies geschah auch auf dem Hintergrund, dass sich Er-

wachsenbildung insgesamt im Umbruch befindet. Im Mittelpunkt steht der Mensch mit seinen Fragen und Bedürfnissen. Eine zeitgemäße Erwachsenenbildung orientiert sich am gewandelten Bildungsverständnis und setzt dies mit neuen kreativen Formen von Bildungsangeboten um.

Vor diesem Hintergrund entstand die Idee, auf öffentlichen Plätzen ein 10-15-minütiges unangekündigtes szenisches Spiel aufzuführen. Damit verband sich das Ziel, bei den vorbeikommenden Menschen Interesse und Aufmerksamkeit, aber durchaus auch Irritation zu erzeugen, sodass sie stehen bleiben und sich das Geschehen anschauen. Die Passanten und Passantinnen haben dadurch die Möglichkeit, mit der Person bzw. dem Thema Martin von Tours in Kontakt zu kommen. Vielleicht finden sie an seiner Person etwas, das sie mit ihrer eigenen Person in Verbindung bringen können. Idealerweise, so die Überlegung, könnte dies zu einer vertieften persönlichen Auseinandersetzung mit christlichen Grundüberzeugungen führen.

Das Organisationsteam der KEB entschied sich dafür, Theatergruppen über die Form eines eingeladenen Wettbewerbs anzusprechen. Dabei wird der Wettbewerb nicht allgemein öffentlich ausgeschrieben, sondern ausgesuchte Zielgruppen werden kontaktiert und angefragt, ob sie Interesse an einer Teilnahme haben, und dann zum Wettbewerb eingeladen. Dies geschah auf einem Kapazitäts- und Finanzierungshintergrund, da Wettbewerbsteilnahmen begutachtet werden müssen und bereits für die Einreichung eines Konzepts ein Teilnahmebeitrag gezahlt wird. Die Auswahl fiel schließlich auf studentische Hochschulgruppen, die im Bereich des Bistums Trier ihren Sitz haben. Hiermit war eine Zielgruppe ausgesucht mit einer überschaubaren Anzahl an Gruppierungen an den Standorten Koblenz, Trier und Saarbrücken. In der Umsetzung erwies sich diese Auswahl allerdings als durchaus kompliziert, da das Projekt aufgrund seiner Dauer (Juni 2015 bis November 2016)

für studentische Gruppen einen sehr langen Zeitraum umfasste. Die Fluktuation in den Gruppen ist naturgemäß hoch, und so ist eine Zusage für langfristige Projekte schwierig.

Die Jury entschied schließlich, dass zwei studentische Hochschulgruppen den Wettbewerb gewonnen haben und damit die 14 Aufführungsorte auf beide aufgeteilt werden sollten. Sowohl die Gruppe *bühne1* als auch die Gruppe *Kreuz&Quer* präsentierten engagierte und intensive Ausarbeitungen zum ausgeschriebenen Thema und dies auf ganz unterschiedliche Weise. Es war ihnen gelungen, „spannende und durch professionelle Vorarbeit ausgereifte Konzepte“ (Zitat aus der Jury-Entscheidung) vorzulegen. Der Preis beinhaltete ein Aufführungshonorar sowie die Finanzierung und Organisation von sieben bistumsweiten Aufführungen. Im Zeitraum vom 29. Oktober bis 20. November 2016 wurde jedes Stück sieben Mal aufgeführt.

Umsetzung

Für die Gruppe *bühne1* waren in der Ausarbeitung des Stückes die Fragen prägend: Können und wenn ja, wie können sich Menschen heute der Person Martin von Tours nähern? Wofür steht Martin von Tours und was bedeutet das heute?

Das Stück gliedert sich in drei Akte und wirkt vor allem durch seine starken Bilder: So beginnt das Stück mit einer berührenden Pantomime, bei der ein an der Garderobe hängender Mantel zum Leben erweckt wird. Daran schließt sich eine Auseinandersetzung mit Auszügen aus der Biografie von Martin von Tours an, wobei der Schauspieler Till Thurner Martins Leben in Bezüge zur heutigen Zeit setzt, also sozusagen mit dem eigenen Leben und dessen Brüchen und Anfragen in Verbindung bringt. Schließlich geht das Berichten und Erzählen ins praktische Tun über. Unter der musikalischen Begleitung durch die

Schauspielerin und Musikerin Pia Schellen, die das Lied „Ich geh mit meiner Laterne“ in einer Moll Vertonung singt, verteilt Till Thurner Regenschirme und Lichter als Zeichen des Schutzes und des Behütetseins im Publikum. Das Stück endet mit dem Teilen von Brezeln und Umarmungen.

Als Aufführungsorte suchte sich *bühne1* Krankenhäuser und Altenheime aus, „Orte mit verborgener Spiritualität“²: Orte, „wo die physische Versehrtheit der Menschen in ihre strukturiert-durchgeplanten und durchaus ‚gelungenen‘ Lebensläufe eingreift und sie auf Hilfe angewiesen sind“³.

Im Zentrum des Stückes der zweiten Gruppe *Kreuz&Quer* stand eine zeitgemäße Deutung des „Teilens“ als Inbegriff christlicher Nächstenliebe. *Kreuz&Quer* entschied sich für die Form des klassischen Straßentheaters, bei dem drei standardisierte Typen einem um Hilfe bittenden Flüchtling begegnen. Dieser sitzt in der Fußgängerzone auf dem Boden und die drei Personen reagieren auf je eigene Weise auf ihn. Typ A verkörpert den Traditionalisten, der angesichts des Leids der konkreten Person an überkommene Werte erinnert und an Personen, wie Martin von Tours, der für die Umsetzung dieser Werte steht. Typ B ist ein sog. „digital native“ und teilt in den sozialen Netzwerken alles, was ihm begegnet und bewegt. Er ist der Überzeugung, dass er dadurch auch das Leid in der Welt verringern kann, indem z. B. ein weltweites Crowdfunding-Projekt initiiert wird. Typ C schließlich verkörpert Personen, die unmittelbar konkret handeln, ohne viele Worte darüber zu verlieren. Alle drei Typen geraten im Stück miteinander in Kontakt und in Austausch darüber, ob es nur eine richtige Weise des Helfens gibt oder ob sich die verschiedenen Arten nicht besser ergänzen sollten zum Nutzen der bedürftigen Personen.

Dass die Gruppen spontan, d.h. unangekündigt, und an öffentlichen Orten auftraten, waren die zwei zentralen Herausforderungen des Projekts. Damit verband sich

das Ziel, Menschen in ihrem Alltag anzusprechen. In der praktischen Umsetzung zeigte sich dann, dass in der Fußgängerzone nicht viele Menschen stehen bleiben, da die meisten dort mit einem klaren Ziel unterwegs sind. Sie nehmen zwar wahr, dass dort etwas passiert, aber nur wenige bleiben stehen und beobachten das Geschehen näher. Demgegenüber war die Situation in Krankenhäusern oder in Altenheimen anders, weil das Stück hier zwar auch unangekündigt aufgeführt wurde, aber sich zu ausgesuchten Zeiten z.B. in der Cafeteria per se mehr Personen auch länger aufhalten.

Besonders bemerkenswert waren die Rückmeldungen von Passanten und Zuschauerinnen. So berichtete eine Schülerin der 6. Klasse am Gymnasium Hermeskeil davon, dass sie ihr Schokocroissant in der Frühstückspause gerne mit dem Flüchtling im Schauspiel der Gruppe *Kreuz&Quer* hätte teilen wollen. In den Gesprächen zur Aufführung von *bühne1* wurde deutlich, dass alle den Hl. Martin mit den bekannten Symbolen aus ihrer Kindheit kannten. Für die meisten war es aber völlig ungewohnt, sich davon persönlich ansprechen oder sogar anrühren zu lassen: sei es durch das Teilen einer Brezel mit einem unbekanntem Menschen, das Geschenk eines Lichtes oder eines Schirms, die Schutz und Sicherheit spenden sollen, oder durch eine geschenkte Umarmung. Auch für die Gruppen selbst waren es prägende Momente, wenn sie das Gefühl hatten, dass „der Funke übersprang“⁴ und Menschen sogar mitgesungen haben.

Fazit

Aufgrund des hohen zeitlichen und finanziellen Einsatzes, den das Projekt mit sich brachte, stellt sich die Frage: Was bleibt? Über den Aspekt der Nachhaltigkeit hatte sich das Organisationsteam bereits im Vorfeld Gedanken gemacht. Für Zwecke der Werbung und Dokumentation wurden ein

Fotograf und ein Filmemacher engagiert. Mit Fotos aus der Probearbeit und einem Trailer mit Ausschnitten aus der Probearbeit und Interviews wurde das Projekt auf der Bistumshomepage zum Martinsjahr⁵ bekanntgemacht und beworben. Hinzu kamen Berichte und Bilder zu den jeweiligen Aufführungen, die von Artikeln durch die örtliche Presse bereichert wurden. Alles wurde auf der Homepage und bei Facebook veröffentlicht. Es konnten zwei komplette Mitschnitte der Aufführungen gemacht werden⁶ und abschließend wurde noch eine Gesamtdokumentation⁷ des Projektes erstellt, die insbesondere im Kontext von Anschlussveranstaltungen Verwendung finden soll.

Insgesamt haben sowohl das Organisationsteam der KEB als auch die Schauspielgruppen viel an Erfahrung gewonnen. In den Rückmeldungen der Gruppen war es vor allem auch die persönliche Auseinandersetzung mit Martin von Tours und seinem Leben, die in der Vorbereitung des Stückes als Bereicherung erfahren wurde. Von Seiten der Organisation waren u.a. zwei Erkenntnisse zentral: Es braucht Mut, neue Formate auszuprobieren, wenn Thema und Ziel dies ermöglichen bzw. erfordern. Zudem muss das Thema mindestens einen Anknüpfungspunkt in der Realität meines Gegenübers bieten, damit sie oder er sich angesprochen fühlen. Dabei ist es hilfreich, die eigenen Erwartungen möglichst tief anzusetzen. Gerade unter Verwendung des Mediums der Kunst geht es darum, Dinge einfach wirken zu lassen. Ich kann nicht bestimmen, was jemand anderes mit dem Dargebotenen anfängt, aber ich kann offen sein für Überraschungen und bewegende Momente wie diese:

„Darf ich eine Umarmung mit Ihnen teilen?“ fragt Till Thurner von *bühne1* einen Mann in der Cafeteria im Marienkrankenhaus St. Elisabeth in Saarlouis. Der Mann schaut verwundert, nickt und lächelt und im nächsten Moment liegen sich die beiden in den Armen.

Anmerkungen:

- ¹ Die Konzipierung und Durchführung des Projekts wurde verantwortet von Markus Becker, KEB Rhein-Hunsrück-Nahe, Dr. Michael Thomas, KEB Trier, und der Autorin dieses Beitrags, zunächst zu Beginn des Projekts KEB Saarbrücken dann freiberuflich.
- ² Eingereichter Wettbewerbsentwurf *bühne1*.
- ³ Ebd.
- ⁴ Interview mit *bühne1* in der Gesamtdokumentation zum Projekt.
- ⁵ <http://www.martinsjahr.bistum-trier.de/> (Zugriff: 14.09.2017)
- ⁶ <http://www.martinsjahr.bistum-trier.de/theater/berichte-bilder/> (Zugriff: 14.09.2017)
- ⁷ Ebd.

Literaturdienst

Anselm Grün: Was will ich? Mut zur Entscheidung. Münsterschwarzach 2013, 157 Seiten, geb. 16,90 Euro, ISBN 978-3-89680-520-1.

In seiner Geschichte „Die Frau an der Tankstelle“ schildert der durch seinen Roman „Der Vorleser“ international bekannt gewordene Jurist und Schriftsteller Bernhard Schlink die Lebenskrise eines Mannes im besten Lebensalter, der weinend zu der bitteren Erkenntnis gelangt, „daß er, was er wollte, nicht stärker wollte und daß er oft nicht wußte, was er wollte“. Was dieser Mann als sein Lebensproblem erkennt, dürfte ein Problem sein, das so oder ähnlich heute viele Menschen mit ihm teilen. Denn jede und jeder weiß aus Erfahrung: Vorbei ist es mit der „Leichtigkeit des Seins“ (Milan Kundera), wenn es darum geht, wirklich zu wissen, was wir eigentlich wollen. Eben darum, unser Wollen zu klären, geht es, wenn wir spüren, dass wir eine Entscheidung zu treffen haben und das eher als eine Last denn als eine Lust empfinden.

Wie es scheint, ist die heutige „Multioptionsgesellschaft“ (Peter Gross) dabei, ihre eigenen Kinder zu fressen. Der zeitgenössische „homo optionis“ scheint in der unüberschaubaren Vielfalt der Optionen, die sich ihm bieten, förmlich unterzugehen. Die gefühlt „unendliche“ Vielzahl der Optionen, die er hat, überfordert ihn einfach, und die Zivilisation, in der er lebt, erscheint ihm darum als „Zuvielisation“ (Miriam Meckel).

„Im Zentrum der Lebenskunst: Die Frage der Wahl“ – so hat der bekannte Lebenskunst-Philosoph Wilhelm Schmid ein Kapitel eines seiner Bücher überschrieben. Und tatsächlich verhält es sich so: Leben heißt wählen, heißt sich entscheiden. Doch wie geht das: eine gute Wahl, eine gute Entscheidung treffen? Guter Rat, der wirklich Lebensrat ist, ist da teuer und nicht leicht bei der Hand.

Anselm Grün OSB setzt, wie der Obertitel seines Buches „Was will ich?“ unschwer erkennen lässt, bei der Problemlage vieler Menschen an, die sich offenkundig zunehmend schwerer damit tun, verbindlich diese Frage zu klären. Und der „Mut zur Entscheidung“ lautende Untertitel, der Absicht und Anliegen seines Buches deutlich macht, ist wohl nicht ohne Bedacht gewählt, denn solange das Leben des Menschen im Zeichen von „Ungewissheit und Wagnis“ (Peter Wust) steht, braucht es dezidiert einen echten Lebensmut, die großen und kleinen Entscheidungen in unserem Leben dann zu treffen, wenn sie fällig sind.

In sieben Denkschritten versucht das Buch, seinen Leserinnen und Lesern ein vernünftiger Ratgeber zu sein. Ein erster gedanklicher Schritt bedenkt, was „Entscheidung im Lukasevangelium“ bedeutet, um damit eingangs bewusst und betont einen biblischen Akzent zu setzen und Jesu Worte verstehen zu lernen als Aufforderung, „entschieden zu leben“ (13). In einem zweiten gedanklichen Schritt wird ganz grundsätzlich ge- und erklärt, dass der Mensch Entscheidung „ist“, da er dadurch, wie er sich entscheidet, „in gewisser Weise ... sein Sein“ (28) bestimmt, ist er doch als Mensch ja gleichermaßen Subjekt und Objekt seiner Entscheidungen.

Ein dritter gedanklicher Schritt kümmert sich um die Dinge, die als „Hindernisse beim Entscheiden“ wieder und wieder Schwierigkeiten bereiten wie etwa die zugegebenermaßen irrümliche Vorstellung, es lasse sich so leben, dass man sich bleibend alle Türen offenhalten könne. Welche „Hilfen, Entscheidungen zu treffen“, sich redlich geben lassen, wird im vierten gedanklichen Schritt erörtert, wobei ebenso die lebensstaugliche Tugend der Klugheit erläutert wird wie das gute Zusammenspiel von Kopf, Herz und Bauch und dann selbstverständlich auch das unübergehbare ignatianische Lehrstück der „Unterscheidung der Geister“ einschließlich entsprechender praktischer „Übungen“ skizziert wird.

Der fünfte gedankliche Schritt beschreibt – in besser ethischer Absicht – den Zusammenhang von „Entscheidung und Verantwortung“ und tut dies unter maßgeblicher Berücksichtigung einschlägiger Einsichten des jüdischen Philosophen Hans Jonas. Überlegungen zu „Entscheidung und Ritual“ ist dann der sechste gedankliche Schritt gewidmet, der zwei Dinge einsichtig darlegt: dass es erstens feste Rituale – gute Gewohnheiten – braucht, um uns davon zu entlasten, alles und jedes Tag für Tag neu entscheiden zu müssen, und dass es sich zweitens durchaus empfiehlt, ein bestimmtes Ritual einzuhalten, wenn wir Entscheidungen treffen, wie etwa das, eine Entscheidung noch einmal zu „überschlafen“.

„Die verschiedenen Arten von Entscheidungen“ werden in einem letzten siebten gedanklichen Schritt näher referiert und reflektiert. Dabei spannt sich der Bogen dann von den großen Entscheidungen, die „für ein ganzes Leben“ gelten sollen und darum eben auch Lebensentscheidungen heißen – so etwa das eheliche Ja-Wort –, über Entscheidungen, die Führungskräfte zu treffen haben, die ja nicht ohne Grund „Entscheider“ heißen und darum entscheidungsstarke, nicht entscheidungsschwache Persönlichkeiten sein müssen, bis hin zu den vielen tagtäglichen Einzelentscheidungen, die zu treffen sind, und dem keineswegs zu vergessenden Typ von Entscheidungen, die als Gewissensentscheidungen zu klassifizieren sind

und die moralische Identität und Integrität unserer Person garantieren.

Alles in allem ist es Anselm Grün darum zu tun, deutlich zu machen, „dass der Mensch von seinem Wesen her Entscheidung ist“ (131), und zwar in eben dem Sinn, dass es ein Ding der Unmöglichkeit ist, sich nicht zu entscheiden. Denn es ist wohl wahr und nicht lediglich ein logisches Spielchen, dass auch die Entscheidung, keine Entscheidung zu treffen, eine Entscheidung ist. Ein Leben ohne Entscheidung wäre überdies ein Leben ohne Richtung und damit kein richtiges Leben.

Wie will ich leben? Welche Richtung will ich meinem Leben geben? Welchen Weg will ich gehen? So schwierig der Weg der eigenen Willensbildung sich da und dort auch gestalten mag, eines steht für Anselm Grün unzweifelhaft fest: Wir können nicht umhin, uns „einfach“ zu entscheiden, und das in einem doppelten Sinn: Wir müssen es „einfach“ einmal tun, da kein Weg darum herumführt, und wir müssen es „einfach“ tun, da unser menschliches Leben als endliches eben so gebaut ist, dass wir es nicht simultan „vielfach“ leben können, auch wenn wir dies als Möchtegern-Simultanten gern täten.

Der Weg der Entscheidung ist der not-wendige Weg, wie man vom existentiell unmöglichen „vielfachen“ Leben zum „einfachen“ Leben kommt. Wer nach einer Quintessenz dessen sucht, was Anselm Grün dazu zu sagen hat, wird eine dreifache Wahrheit entdecken, und die lässt sich auf die Formel bringen: Sich zu entscheiden tut not, tut weh und – letztlich – Mal um Mal dann auch gut. Damit macht sein Buch tatsächlich Mut, sich „einfach“ zu entscheiden, und vielleicht ist der beste Rat, den Anselm Grün gibt, tatsächlich der, schwere Entscheidungen nicht weniger zu „überbeten“ als zu überdenken und zu überschlafen. Unter der Überschrift „Gebete um Entscheidungen“ und „Gebete vor Entscheidungen“ bietet sein Buch dazu geeignete Vorschläge.

Durch unser Beten wahren wir den Gottesbezug unseres Entscheidens, treten in Beziehung zu Gott, dem „Liebhaber des Lebens“ (Weish 11,26), der will, dass wir in all unserem Entscheiden das Leben wählen. So können als „kleine Summe“ dessen, was seinen Leserinnen und Lesern zu vermitteln Anselm Grün wichtig ist, jene Worte gelten, die Rabbi Gamaliel, der Sohn des Rabbi Jehuda, der im 2. Jahrhundert n. Chr. lebte, gelegentlich zu sagen pflegte. Sie lauten: „Mache Seinen Willen zu deinem Willen, so dass Er deinen Willen zu Seinem Willen machen kann!“ Beides bedingt sich – offenbar – unbedingt und ist wohl des Rätsels Lösung, wie das sich fügen kann und soll: Gottes Wille und unser Wille.

Bernhard Sill

Judith Rosen: Martin von Tours. Der barmherzige Heilige. Darmstadt 2016, geb., 280 Seiten, 29,95 Euro, ISBN 978-3-8053-5024-2.

Was bleibt von einem Heiligen über ein Jubiläumsjahr hinaus? Am Ende des „anderen“ Martins-Jahres sei ein Buch der Bonner Historikerin Judith Rosen sehr zu empfehlen, das an den großen Heiligen erinnert, der im Jahre 316 in der römischen Provinz Pannonien geboren wurde. 2016 haben wir sein Jubiläumsjahr gefeiert: Martinus von Tours. Er starb in hohem Alter am 8.11.397 und wurde am 11.11. 397 in Tours bestattet. Auf den Namen des Tagesheiligen wurde Luther/Luder in Eisleben am 11.11.1483 getauft. Wie hat sich Luther dem „Programm“ seines Namenspatrons angenähert? Luthers letzter Zettel, seine letzte Erkenntnis lautete: „Wir sind Bettler, das ist wahr“. Im Leben des heiligen Martin wird seine notwendige und reaktionsschnelle Begegnung „auf Augenhöhe“ mit einem Bettler zum Drehmoment der Berufung. Die Verehrung des großen Missions-Bischofs Martin von Tours schwand nie, seine Person erhellt den nebligen November, sein Leben bleibt über alle Jubiläumsjahre hinaus eine „Erfolgsgeschichte“. 1417, vor 600 Jahren, wurde in Konstanz Oddo di Colonna am Martinstag zum Papst gewählt und nahm den Namen Martin (V.) an; dessen Wahl bedeutete das abendländische Schisma.

Ja, Martin von Tours „gestikulierte“ – mit einem Wort Sören Kierkegaards – „mit seiner Existenz“ – und das nicht nur in der Gebärde der Mantelteilung. Die Bonner Historikerin Judith Rosen hat eine dichte Biographie des Heiligen aus Aquitanien vorgelegt und nähert sich dieser spätantiken Gestalt historisch, literarisch und geistlich an. Nein, das Leben dieses Mannes erschöpft sich nicht in der „Lichtsekunde“, dem Augenblicksereignis der Mantelteilung, als Martin (mit der Wendung von Papst Franziskus, der in Buenos Aires an einer Martinskirche wirkte) „an die Ränder der Existenz“ ging. Doch der Mantel wurde zur „Ikone der Barmherzigkeit“ und dieser Augenblick im Brauchtum zur Schlüsselerpisode des Martinslebens. Bereits die dem Ereignis von Amiens folgende nächtliche traumhafte Christusvision wird ja zumeist in der Katechese unterschlagen. Gestehen wir es uns ein, wie fern und fremd dieser vermeintlich vertraute Heilige ist! Heilige sind Zeugen des „fremden“ Gottes! Detailreich und die Hauptquelle des Sulpicius Severus breit einbeziehend, nimmt uns Frau Rosen mit in das Geheimnis der langen Vita Martini. Erstaunliche Facetten, kaum Bedachtes (Martin und die frommen Frauen, Martin und die verhexten Tiere ...), unbekanntes und im Brauchtum „ungespielte“ Details des Martinslebens werden ans Licht gehoben und präzise aus den Quellen belegt. Heiligenviten sind absichtsvoll und bemühen sich gerne, die verehrte Figur in Par-

alle zu Jesus Christus zu zeichnen. Dies geht nicht ohne legendäre und erbauliche Versatzstücke und Klischees ab, doch ohne Zweifel verdanken wir Martins Zeitgenossen und Bewunderer Sulpicius Severus verlässliche Angaben zur Vita Martini. Man könnte fragen, ob dieser Martins-Biograph, auf den sich Frau Rosen vorrangig stützt, „eine durchstilisierte Erinnerungsfigur auf den Weg gebracht hat“, wie es der Historiker Johannes Fried im Blick auf die Vita des hl. Benedikt aus der Feder von Papst Gregor angefragt hat. Die Verfasserin dieser wissenschaftlich fundierten Martinsbiographie entscheidet sich für Martins Geburtsjahr 316/17, somit für die „lange Chronologie“, damit auch für die 20jährige Militärzeit Martins. Diese Phase endete mit der Verweigerung des Donativs, des kaiserlichen Abschiedsgeschenks. Martin war nie ein Karrierist, nie ein Angepasster, immer ein Unzeitgenosse, ein Unbequemer, ein Eigensinniger. Schwere Herzen nur ließ sich dieser Mönch und Eremit als Bischof wider Willen in Tours auf die quirliche Welt ein und blieb zugleich in seinem Kloster Marmoutier auf Distanz zu ihr, auch zum Bistumsklerus und den Reichsbischöfen. Er ließ sich nicht staatspolitisch vereinnahmen und verkörpert das Programm der „Entweltlichung“ der Kirche (Papst Benedikt XVI.) mit seinem eigenen Weg und Geschick, auch wenn er durchaus ein hartnäckiger Kirchenstratege und zuweilen ein „Strippenzieher“ war. In der Auseinandersetzung mit dem in Trier vom Kaiser als Häretiker verurteilten spanischen Bischof Priscillian geriet Martin zwischen die Fronten. Er scheiterte in seinem Vermittlungsversuch mit seinem Werben um Toleranz und um eine innerkirchliche Konfliktlösung. Der widerspenstige Wundermann musste schmerzliche Niederlagen einstecken. Doch er blieb sich treu, er hatte Charakter. Die vielfältigen Charismen Martins – als Asket, Eremit, Mönchs-Bischof, Exorzist, als unkonventionell gegen das Heidentum auf dem Lande vorgehender Glaubenskämpfer, als Wundertäter, Friedensstifter und Nothelfer – und die biographischen Brüche werden von der Historikerin spannend und sprachschön nachgezeichnet. In Martin begegnet uns ein „unblutige“ Märtyrer, ein miles Christi. Die Verfasserin verfolgt im Schlussteil den allmählichen Aufstieg dieses zu Lebzeiten nicht vereinnahmten Regionalheiligen zur mächtigen Identifikationsfigur für die Merowinger und Karolinger.

Die Sorgfalt der Aufarbeitung, die reiche Literaturliste und die schöne Buchausstattung machen Frau Rosens maßgebliche Arbeit über eine Lichtfigur zu einem Lichtblick. Die Nachzeichnung des Martinsweges durch Frau Rosen lädt dazu ein, unseren persönlichen Zugang zu diesem großen und bleibend aktuellen Heiligen Europas zu finden.

Kurt Josef Wecker

Auf ein Wort

Gott: Der Schon-Jetzt im Noch-Nicht

Mit dem Herzen meines Herzens möchte ich die Stille
auf Gottes An-wesenheit nicht ab-hören.

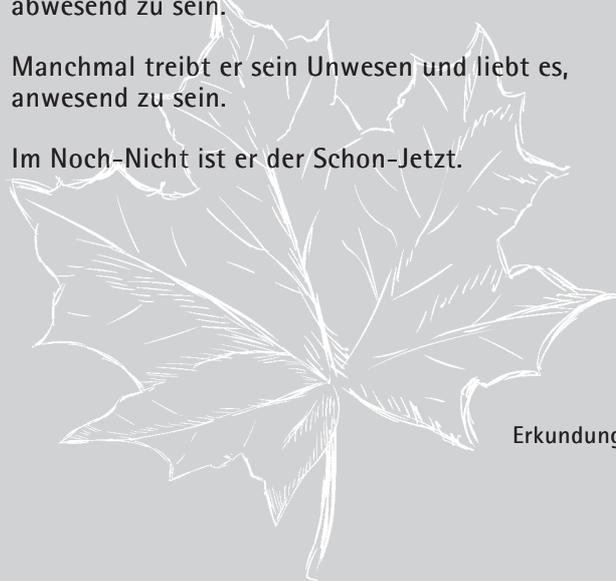
Mit dem Herzen meines Bauchs möchte ich die Stille
auf Gottes Ab-wesenheit hin an-hören.

Das An und das Ab scheint Gottes Wesen zu sein.
Ein bewegter und bewegender Gott ist er.

Manchmal treibt er sein Wesen und liebt es,
abwesend zu sein.

Manchmal treibt er sein Unwesen und liebt es,
anwesend zu sein.

Im Noch-Nicht ist er der Schon-Jetzt.



Michael Zielonka

aus: Sowohl entweder als auch oder.
Erkundungen an den Grenzen des Katholischen.
Berlin 2016, S. 144.

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E